Nr. 160 — Jahrgang 13 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 15. Juli 1928

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0.60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 7. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Zwischenspiel

Während die regierungsfreundliche Presse mit beruhigendem Behagen von jeder kleinen Senkung der Arbeitslosenziffern berichtet und damit einem wirtschaftlichen Aufschwung Polens unter der Aera Pilsudski das Wort redet, vollzieht sich langsam aber sicher der Prozeß einer schleichenden Krise, über die man sich nicht Rechenschaft ablegen will. Daß wir schon seit Jahresbeginn vom ausländischen Getreide leben und zwar durch Schuld der Regierung, die der Ausfuhrpolitik der Großgrundbesitzer nicht Einhalt bieten konnte, weil sie ein getreues Element der antidemokratischen Politik waren, ja selbst dieses Getreide aus dem so verhaßten Bolschewistenlande bezog und eines der wichtigsten Probleme, die Teuerung nicht einmal in Angriff nahm, will man immer noch behaupten, daß es uns wirtschaftlich besser gehe. Es mag ja sein, daß es gewissen Stellen besser geht, die die Nutznießer des heutigen Kurses sind, die breiten Massen aber sind heut weit schlechter gestellt, als sie es je unter einer früheren Regierung waren, die nicht auszogen, um Korruptionen zu beseitigen, aber schließlich Einfluß auf die Industriemagnaten hatten und ihre Pläne durchkreuzten, teils auch der Arbeiterschaft zu ihrem Recht verhalfen. Wir wollen damit nicht sagen, daß sie gegenüber der Arbeiterschaft freundlicher eingestellt waren, im Gegenteil, aber es war eher möglich durch sie eine schnellere Erledigung von Arbeiterfragen zu erlangen, was heut leider nicht der Fall ist, denn das Militärische überwiegt und erschöpft auch den Staatssäckel, trotzdem man ständig auf dem Papier vom „sozialen Fortschritt" versichert.

Nur ganz bescheiden berichtet man hier und da von Lohnkämpfen, die immer schärfere Formen annehmen und wie in Lodz, schon oft zu Aussperrungen führten, die letzten Endes zu polizeilichen Maßnahmen führen, wie dies gerade in den letzten Tagen in Lodz der Fall war. Die Krise, die dort in einem Teil der Textilindustrie zu Lohnherabsetzungen führte, ohne daß die Regierung eingriff, wirkte sich in Arbeitsniederlegungen aus, später folgten Aussperrungen und nun wird die Arbeiterschaft auch schon mit der Polizei „beruhigt", wenn sie energisch nach ihrem Recht ruft. Das sind nur Einzelerscheinungen, die auf die kommenden Lohnkämpfe schließen lassen. Seit Monaten „beruhigt" man die Staatsbeamtenschaft und versichert ihr, daß man ihre Bezüge erhöhen wird, wenn nur die Einnahmequelle entdeckt wird, die diese Mehrausgaben decken kann, für Militärzwecke, die heute fast 45 Prozent der Gesamtausgaben des Staates ausmachen, da macht man sich keine Sorgen, da ist das Geld da, obwohl diese Ausgaben uns obendrein noch in den Verdacht setzen, kriegerische Absichten zu hegen. Man vergißt ganz, daß Polens Wirtschaft bedeutend gesteigert werden könnte, wenn mann den Konsum der breiten Masse erhöhen würde. Das dies nur durch Hebung der Lebenshaltung erfolgen kann, ist ja jedem bürgerlichen Volkswirtschaftler bekannt, aber man will nur auf die breiten Massen dieses Grundgesetz der Wirtschaft nicht anwenden, frohlockt lieber, wenn die Arbeitslosenziffer sinkt, ohne zu berücksichtigen, daß infolge der Erntearbeiten und nicht zuletzt durch Auswanderungen zum größten Teil dieser „Erfolg" zu verzeichnen ist. Und immer wieder muß auch hier betont werden, daß die gegenwärtige Wirtschaftspolitik an einem Problem, der Teuerung scheitert, die selbst die beste Lohnerhöhung in wenigen Tagen illusorisch macht.

Wir haben nicht die Absicht, die Wirtschaftssanierung lächerlich zu machen, aber die Lobhudler des heutigen Kurses glauben insbesondere mit dem Pilsudskikult bei der Arbeiterschaft werben zu müssen und da erscheint es uns notwendig, darzulegen, wohin der Kurs führt, den man als den allein „befreienden" preist. Die Arbeiterschaft lebt nicht allein von zeitweiligen wirtschaftlichen Erfolgen, sondern sie will auch ihren sozialen Fortschritt haben und da hat es sich gezeigt, daß während man alle anderen Ausgaben wesentlich erhöhte, bei den Arbeitslosenunterstützungen einen ständigen Abbau betreibt. Und wenn die Arbeitslosenziffer sank, so ist auch im Abbau der Arbeitslosenunterstützung die Ursache zu suchen, die man nicht registriert, wieviel solcher armer Teufel wöchentlich ausgeschaltet werden und als Plage der Oeffentlichkeit anheimfallen, oft auf den Weg des Verbrechens geführt werden. Aber uns will man versichern, es geht alles gut, denn die Wirtschaft wird saniert.

Aus alledem mögen aber die Arbeitermassen ersehen, daß es für sie nicht gleichgültig sein kann, wer am Ruder der politischen Macht sitzt. Vorbei sind die Träume der sozialen Aera, die man an den Sieg Pilsudskis geknüpft hat und die reale Wirklichkeit zeigt, daß sich auch hier nur der Name geändert hat und eine schärfere Reaktion Platz griff, die sich in nichts von allen früheren Regierungen unterscheidet. Solange die Arbeitermassen von der politischen Macht ausgeschaltet sind, kann es ihnen nicht besser gehen. Der Sieg der Arbeiter ist aber nur mit demokratischen Mitteln möglich und diese werden Schritt auf Schritt beseitigt. Das ist das Bild der Aera der „moralischen Sanatoren". —ll.

Polens Note an den Völkerbund

Ablehnung der litauischen Forderungen auf Grenzrevision und Entschädigung — Litauens Ansprüche gegen den Ratsbeschluß

Genf. Die Note, die der polnische Vertreter beim Völkerbund am **Mittwoch** dem Generalsekretär übergeben hat, ist am Freitag veröffentlicht worden. Sie enthält einen von Litauen an Polen vorgeschlagenen Vertragsentwurf, den litauischen Begleitbrief und die **polnische Ablehnung**. Der litauische Vertrag besteht aus 15 Artikeln. Er erklärt das Gebiet, das zwischen der russisch-litauischen Grenze gemäß dem Vertrag von Moskau am 12. Juli 1920 und der Demarkationslinie des Völkerbundsrates vom 3. Februar 1923 liegt, als **strittig**. Der Besitztitel der Streitteile ist der genannte Moskauervertrag, der das fragliche Gebiet den Litauern gibt und die Entscheidung der Botschafterkonferenz, die das gleiche Gebiet den Polen zuweist. Gemäß dem Vertrag von **Suwalki** am 7. Oktober 1920 sollen beide Teile alle Streitfragen friedlich lösen. Nach Feststellung der endgültigen Grenze werden Litauen und Polen einen **Nichtangriffspakt** und einen Schiedsgerichtsvertrag schließen. Die gegenwärtige Trennungslinie wird bis dahin „**litauisch-polnische administrative Linie**" heißen. Litauen erhält eine Entschädigungssumme **für den Ueberfall Zeligowskis**, die in Millionen Dollar festgesetzt werden wird, ohne daß die Zahl jetzt genannt würde. Feindliche Propaganda und Duldung von militärischen Verbänden sowie anderen Unternehmungen gegen den Nachbarstaat sind verboten. Im strittigen Gebiet wird eine entmilitarisierte Zone von 50 Kilometer Breite errichtet, die weder befestigt noch militärisch besetzt werden darf. Jeder Verstoß gegen die zwei letzten Grundsätze gilt als Angriff. Der Verkehr zwischen beiden Staaten wird sich zwischen den Grenzbahnhöfen abspielen. Die Bewohner des strittigen Gebietes nehmen an diesem Verkehr nicht teil. Der Vertrag von Suwalki bleibt in Kraft.

Polen lehnt in seiner für den Völkerbundsrat bestimmten Antwort diese Vorschläge Litauens energisch ab. Mit diesen Forderungen verstieße Litauen nach polnischer Ansicht gegen den Ratsbeschluß vom 10. Dezember 1927. Trotzdem erklärt sich Polen zu weiteren Verhandlungen bereit. Auf dieser Grundlage dürfte der Streit im **September** in Genf **fortgesetzt** werden.

Das Rettungswerk des „Krassin"

Die Viglieri- und Sora-Gruppen gerettet

London. Am Donnerstag abend um 9 Uhr ist dem russischen Eisbrecher „**Krassin**" gelungen, die **Viglierigruppe** zu retten. Die Viglierigruppe ist bekanntlich zusammen mit General **Nobile** nach dem Absturz der „Italia" auf einer Eisscholle abgetrieben. Es ist anzunehmen, daß der „Krassin" nunmehr sofort die **Bergung** der Alpenjäger versuchen wird, die am Donnerstag auf der Hinfahrt zur Viglierigruppe bereits **gesichtet** wurden.

Oslo. Wie aus Spitzbergen gemeldet wird, besteht die von dem russischen Eisbrecher „Krassin" gerettete Viglierigruppe aus Leutnant Viglieri, Professor Behounek und den beiden Italienern Natali und Biagi. Die „Krassin" hat auch Lundborgs bei der Landung auf der Eisscholle beschädigtes Fleuzeug mit an Land genommen.

Der erfolgreiche russische Eisbrecher befindet sich jetzt auf der Fahrt nach Kap Platen, um auch den russischen Flieger Tschuchnowski und seine Begleiter zu bergen.

Wie die Rettung erfolgt ist

Kowno. Aus Moskau liegen nähere Einzeilheiten über die Rettung der Viglieri-Gruppe vor.

Auf der Eisscholle mit dem roten Zelt befanden sich außer Viglieri noch Trojani, Ceccioni, Prof. Behounek und Bjagi. Der Leiter der russischen Expedition Samuilowitsch berichtet, daß, als der Eisbrecher „Krassin" auf 3 Meilen an das Lager herangekommen war, der sein Kommen durch Sirenen bemerkbar machte, die Italiener durch Rauchsignale antworteten. Als sich der Eisbrecher in unmittelbarer Nähe des Lagers befand, wurde eine Fallbrücke herabgelassen, über die sich dann die russische Hilfsexpedition auf die Scholle zu den Italienern begab. Die Freude und Dankbarkeit der Geretteten war unbeschreiblich. Sie erklärten, daß sie ihre ganze Hoffnung auf den „Krassin" gesetzt hätten, daß sie aber nicht eine so schnelle Ankunft des Eisbrechers erwartet hätten. Der Gesundheitszustand der Geretteten sei gut, mit Ausnahme von Ceccioni, der einen Beinbruch erlitten habe und dessen Bein brandig geworden ist. Der Eisbrecher nahm nicht nur die Personen, sondern auch die gesamten Lagergeräte an Bord. Auch das zertrümmerte Flugzeug des Fliegers Lundborg wurde geborgen. Gleich nach der Ankunft des Eisbrechers sank ein dichter Nebelschleier nieder, der gute Sicht verhinderte. Sobald sich der Nebel gehoben hat, wird sich die „Krassin" zur Insel Foyn begeben, wo sich die Alpenjäger befinden. Dann wird sich der Flieger Tschuchnowski zur Virgobucht begeben. General Nobile richtete an Professor Samoilowitsch eine in wärmster Form gehaltene Dankesdepesche und bat auch die nach seiner Auffassung in der Nähe befindliche Alessandri-Gruppe zu retten. Samoilowitsch antwortete, daß er diesem Wunsch nach Möglichkeit entsprechen wolle. Die Geretteten erzählten, daß sie durch den Funkspruch den Gang der Rettungsexpedition des „Krassin" verfolgt hätten, dennoch durch die schnelle Hilfe überrascht sind. Die Italiener haben den letzten Flug von Tschuchnowski nicht beobachten können. Als sie das Herannahen des Eisbrechers bemerkten, gaben sie sich durch Rauchfeuer und Flintenschüsse zu erkennen. Auf der Eisscholle sind nur die Reste der zertrümmerten Führergondel der „Italia" zurückgeblieben.



Der russische Flieger Tschuchnowski, der sowohl die Malmgreen- als auch die Viglierigruppe auffand und ihre Rettung durch den Eisbrecher „Krassin" ermöglichte.

Sowjetrußland ehrt die Besatzung des „Krassin"

Nach Meldungen aus Moskau hat der Oberbefehlshaber der bewaffneten Streitkräfte der Sowjetunion der Besatzung des Eisbrechers „Krassin" den Dank der Regierung für die Rettung der Italia-Mannschaft ausgesprochen. Prof. Samoilowitsch wird mit dem Orden der Roten Fahne für wissenschaftliche Erfolge ausgezeichnet.

*

Oslo. Wie aus Spitzbergen gemeldet wird, befinden sich der russische Flieger Tschuchnowski und seine Begleiter einige Seemeilen nördlich von Kap Platen auf dem Eise. Sie haben durch Funkspruch mitgeteilt, daß sie gesund sind. Gleichzeitig baten sie, zuerst die Italiener zu retten und sich erst dann um ihr Schicksal zu kümmern.

Die Sora-Gruppe gerettet

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, hat der Eisbrecher „Krassin", nachdem er die Viglieri-Gruppe gerettet hatte, auf der Rückfahrt auch die Gruppe des Hauptmanns Sora an Bord genommen. Bekanntlich sichtete der Eisbrecher diese Gruppe schon auf seinem Wege zur Viglierigruppe und verständigte sie davon, daß er sie auf der Rückfahrt aufnehmen werde.

Auch die Ballongruppe gerettet?

Wie aus Moskau gemeldet wird, hat die neu aufgefundene Alessandrini-Gruppe an Bord des Eisbrechers „Krassin" noch nicht zu näheren Mitteilungen bewogen werden können. Die Geretteten erklärten den Russen, sie seien ausgehungert. Sie bäten inständig um Ruhe und Schlaf. Sobald sie sich von den schier unmenschlichen Strapazen wenigstens etwas erholt hätten, würden sie gern und bereitwillig ihren Rettern nähere Mitteilungen machen.

Die Leipziger Messe als Annäherungsobjekt

Um die Intensivierung der deutsch-polnischen Wirtschaftsbeziehungen.

Uns wird geschrieben:

Die Annäherung zwischen den Völkern schreitet immer mehr vorwärts. Auch die großen Hindernisse für eine Verständigung zwischen Deutschland und Polen dürften schon in Kürze aus dem Wege geräumt werden und damit eröffnen sich neue Perspektiven für den Ausbau der wirtschaftlichen Beziehungen zweier so stark aufeinander angewiesener Staaten. Ein wichtiges Instrument für den Annäherungsprozeß bildet die gegenseitige Beteiligung an den Massen. Die Teilnahme Polens an deutschen Ausstellungen reicht weit in die Vorkriegszeit zurück. Schon lange vor dem Kriege beteiligte sich Polen in erheblichem Umfange an der Leipziger Messe, einer der größten und international umfassendsten Warenschau, die es überhaupt in Europa gibt. Die Fäden, die dort gesponnen worden sind, sind auch in der Nachkriegszeit nicht abgerissen worden und werden von Jahr zu Jahr verstärkt. Die Notwendigkeit wachsender Harmonie zwischen Deutschland und Polen und die wachsende Vielfalt der Beziehungen wird nirgends so stark wie gerade auf der Leipziger Messe unterstrichen. Der Kreis der Aussteller und Käufer wird immer größer.

Die Leipziger Messe, heute eine der größten Einrichtungen des Welthandels, stellt sich als die erste und größte Mustermesse der Welt dar. Man findet auf ihr die Haupterzeugnisse der Industrien fast aller Länder Europas und der ganzen übrigen Welt. Kaum gibt es noch eine messefähige Industrie, die nicht auf ihr vertreten, oder eine Ware, die nicht auf ihr zu kaufen ist.

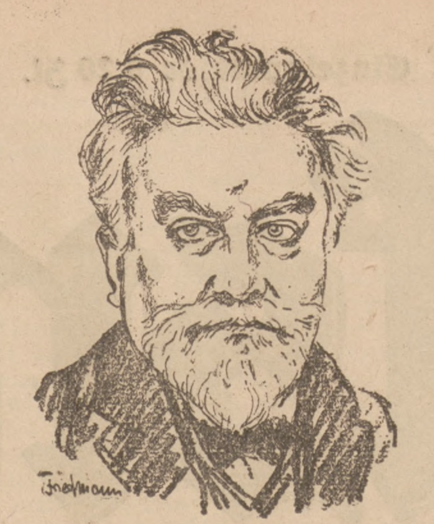
Wohl den größten Rahmen nimmt die technische Messe ein, die bei der diesjährigen vom 26. August bis 1. September stattfindenden Herbstmesse im Zeichen der Bautechnik stehen wird. Die Leipziger Baumesse zeigt alles, was in das Bereich der Bauwirtschaft und Bautechnik gehört. Einen Anziehungspunkt für jeden Besucher bildet auch die elektrotechnische Kleinindustrie sowie die Gasverwertungsindustrie. Auch die Gastechnik bietet Wertvolles, vor allem auf wärmetechnischem Gebiete. Unermüdlich arbeiten auf den Leipziger Messen die modernen vielseitigen Produktionszweige von Glas und Keramik, Haus- und Küchengeräten, Beleuchtungskörpern und Möbeln und helfen so das Wunder der Rationalisierung am häuslichen Herd, an Tisch und Lampe, Kochtopf und Suppenteller vollziehen.

Ein Besuch der Messe gibt ferner manche wertvolle Anregung auf dem Gebiete der Mode. Denn die universale Leipziger Messe räumt auch den Bekleidungsindustrien ein breites Betätigungsfeld ein. Unter den 10 106 Ausstellern der kürzlich stattgefundenen Leipziger Frühjahrsmesse befanden sich nicht weniger als 1031 Firmen der Textil- und Schuhindustrie. Auch auf der am 26. August beginnenden Leipziger Herbstmesse 1928 werden die Bekleidungsindustrien aller Länder eine internationale Muster- und Neuheitsschau größten Stils veranstalten.

Die Welt des Papiers, in der wir heute leben, dokumentiert sich überaus vielseitig in der größten und ältesten Metropole des Buchgewerbes in Europa, Leipzig, wo das Buch- und Papiergewerbe auf der Messe eine besonders wichtige Rolle spielt. Auf der neulich abgehaltenen Leipziger Frühjahrsmesse befanden sich 716 Aussteller von Papierwaren, Buchgewerbe und Graphik, 354 von Bürobedarf und 293 von Verpackungsmitteln und Reklamebedarf. Auch auf der Herbstmesse werden diese Branchen großzügig vertreten sein.

Spielwaren, Sportartikel, Musikinstrumente sind Gegenstände des Massenbedarfes aller Kulturvölker, also auch Polens, geworden. Diese Zusammenfassung des gesamten internationalen Angebots und der gesamten internationalen Nachfrage an Spielwaren, Sportartikeln und Musikinstrumenten bietet traditionell mit größtem praktischem Erfolg für Aussteller und Einkäufer die Leipziger Messe. Auf der letzten Frühjahrsmesse befanden sich 817 Aussteller von Spielwaren, 203 von Musikinstrumenten und 128 von Sportartikeln. Auf der Herbstmesse, die zweifellos viele interessante Neuheiten auf dem Gebiete von Spiel, Sport und Musik bringen wird, bietet sich wieder Gelegenheit, diesen in der ganzen Welt einzigartigen Markt kennen zu lernen.

Es ist nicht nur die Intensivierung persönlicher Beziehungen, nicht nur die Steigerung des Warenaustausches zwischen Deutschland und Polen, was an der Leipziger Messe begrüßt werden muß. Erfreulich ist auch, daß sie den Besuchern die Möglichkeit gibt, zu lernen. Sich kennen lernen, miteinander arbeiten, voneinander lernen, das sind die drei Wege, die die Leipziger Messe darbietet, um sich näher zu kommen. Gerade die Rolle Leipzig als Brücke zwischen Nord- und Süd und auf dem Wege über seine Messe auch die Brücke zwischen Deutschland und seinen unmittelbaren Nachbarn schafft günstige Voraussetzungen für eine Verständigung zwischen Polen und Deutschland. S.



Ein Kabinett Balugtschitsch in Jugoslawien

Der Berliner jugoslawische Gesandte Balugtschitsch (im Bilde) ist nach Belgrad berufen worden, um eine neutrale Regierung zu bilden, die aus angesehenen unpolitischen Persönlichkeiten bestehen soll.

Der Weltfriedenspakt wird Wirklichkeit

Keine französischen Vorbehalte.

Neuyork. Nachdem sich die deutsche Regierung am Donnerstag bereit erklärt hat, den Kelloggvertrag in seiner jetzigen Gestalt zu unterzeichnen, hat der französische Botschafter in Washington, Claudell, Staatssekretär Kellogg mitgeteilt, daß Frankreich den Vertrag ebenfalls ohne Vorbehalte annimmt. Die französische Note wird dem amerikanischen Botschafter in Paris, Herrick am Freitag übermittelt werden. Die Antworten 12 weiterer Staaten werden in Washington in Kürze erwartet, so daß mit einer baldigen Unterzeichnung des Gesamtvertragswerkes zu rechnen ist.

Gerüchte?

Vor ernsten Entscheidungen in Polen.

Wie die D. A. Z. aus Warschau meldet, wird Marschall Pilsudski am 12. bezw. 13. August in Wilna anläßlich der Jahresversammlung des Vereins der Legionäre eine große politische Rede halten. In Warschauer parlamentarischen Kreisen hat ein an die Minister erlassener Befehl Pilsudskis große Beunruhigung hervorgerufen, demzufolge alle Minister am 15. August sich vollzählig in Warschau einzufinden haben. Man glaubt mit Recht, hieraus entnehmen zu können, daß Pilsudski sogleich nach seinem Wilnaer Hervortreten in Warschau an die Ausführung irgendeines „großen" Vorhabens gehen wird.

Japans Ultimatum an Nanking

Tokio. Das japanische Außenministerium hat den Generalkonsul in Schanghai beauftragt, der Nankingregierung eine Note zu überreichen, in der die sofortige Auflösung des in Schanghai bestehenden Komitees für den Boykott japanischer Waren gefordert wird. Die Note ist in scharfem Ton gehalten und erklärt, daß, wenn die Nankingregierung nicht Maßnahmen zur Auflösung dieses Komitees ergreife, die japanische Regierung zu Schutzmaßnahmen gezwungen werde. Nach chinesischer Bewertung trägt diese Note einen halbultimativen Charakter.

Ein Mazedonierattentat

Belgrad. Ein Mazedonier hat am Freitag vormittag im jugoslawischen Ministerium des Innern ein Revolverattentat auf den Sektionschef Lazitsch verübt und ihn schwer verwundet. Darauf hat sich der Attentäter selbst schwere Schußverletzungen beigebracht.

Der Vorfall spielte sich folgendermaßen ab:

Um 11 Uhr vormittags erschien bei dem Sektionschef Lazitsch, dem Leiter der politischen Polizei in Mazedonien ein Mann, der sich als Bürger der mazedonischen Stadt Stip und als Angehöriger der bulgarischen Nation vorstellte. Der Mann zog einen Revolver und feuerte mehrere Male auf Lazitsch. Dieser sank schwer verwundet um. Darauf kehrte der Attentäter die Waffe gegen sich selbst. Lazitsch wurde ins Krankenhaus überführt. Bei dem Attentäter sind keinerlei Dokumente gefunden worden, die über seine Person Aufschub geben könnten, doch zweifelt man nicht daran, daß es sich um einen mazedonischen politischen Racheakt handelt, zumal Lazitsch in seiner amtlichen Tätigkeit als einer der Hauptgegner der mazedonischen Organisationen gilt.

Regierungsmüde Minister

Die deutschen Minister in der Tschechoslowakei drohen mit Rücktritt.

Prag. Im Abgeordnetenhaus wurde am Freitag vom Fürsorgeminister und stellvertr. Ministerpräsidenten Schramek die Regierungsvorlage über die Versicherung der Privatbeamten eingebracht. Im politischen Achterausschuß kam es wegen des Gesetzes, das die Aufhebung der beiden deutschen Landespensionsversicherungsanstalten in Böhmen und Mähren-Schlesien aufhebt und ihr Aufgehen in eine Zentralanstalt vorsieht, zu ernsten Auseinandersetzungen, die soweit gingen, daß die deutschen Minister mit ihrem Rücktritt drohten. Die neue Gesetzvorlage zeigte deutlich, wie die Entrechtung und Bedrückung der Deutschen in der Tschechoslowakei nach wie vor andauert. Während die deutsche Regierungspresse und die offizielle Presse die Angelegenheit als bedeutungslos hinstellt, schreiben die tschechischen Nationalblätter von einer ernsten Krise in der Koalition. Wer jedoch die tschechoslowakische Politik kennt, weiß, daß sie damit nur die deutschen Regierungsparteien einschüchtern will.

Hadschitsch Bemühungen um die Regierungsbildung

Belgrad. General Hadschitsch hat am Freitag die Führer der großen politischen Parteien empfangen und zwar den bisherigen Ministerpräsidenten Bukitschewitsch, den Präsidenten des radikalen Vollzugsausschusses, Stanojewitsch, den Demokraten-Führer Davidowitsch, den Führer der klerikalen Slovenen, Dr. Korosetsch sowie den Führer der kroatischen Opposition, Pribitschewitsch. Pribitschewitsch teilte in der Unterredung mit, daß seine Partei nicht bereit sei, eine Regierung zu unterstützen, die mit der alten Skuptschina noch irgendwelche gesetzgeberischen Arbeiten durchführen wolle. General Hadschitsch erklärte darauf, daß er sich die Entscheidung vorbehalten müsse, ob er den Auftrag zur Regierungsbildung beibehalten wolle.

Die Deutsch-Amerikaner für Hoover

Neuyork. Eine aus sechs Personen bestehende Abordnung als Vertretung der führenden deutsch-amerikanischen Verbände ist am Donnerstag in Washington eingetroffen. Die Abordnung teilte dem republikanischen Präsidentschaftskandidaten Hoover mit, daß der vorbehaltlosen Unterstützung ihrer Anhängerschaft in den Staat Neuyork, New Jersey, Illinois, Missouri, Nebraska und Wisconsin sicher sein könne. Die Abordnung erklärte ferner, daß Hoover die Stimmen der Deutsch-Amerikaner hauptsächlich wegen seiner großen rein menschlichen Verdienste erhalten werde.

Man rechnet allgemein damit, daß der Glaube an den persönlichen Wert Hoovers in weiten Kreisen ausschlaggebend sein wird.

Besuch Herriots in Köln

Der französische Unterrichtsminister Herriot beabsichtigt, der Pressa am 1. August einen Besuch abzustatten. Er wird von einer großen Anzahl französischer Journalisten begleitet sein. Herriot wird wahrscheinlich über den Rahmen der Presseausstellung hinaus mit maßgebenden deutschen Persönlichkeiten Besprechungen haben.

Louba der Spieler

Roman von Edgar Wallace.

30)

Eine ältliche Frau, die augenscheinlich Leamingtons Haushälterin war, öffnete ihnen die Tür.

„Ist Herr Leamington zu Hause?"

„Jawohl, meine Herren," sagte sie zu Trainors Ueberraschung. „Ich habe ihm gerade eine Tasse Tee gebracht. Er liegt noch zu Bett."

„Er erwartet uns," sagte Trainor, schob die entrüstete Dame beiseite und ging den Korridor entlang.

Die dritte Tür links war angelehnt. Er stieß sie ganz auf und sah eine Gestalt im Bett sitzen, den Kopf in die Hände gestützt.

Frank hörte die Schritte und schaute auf.

„Sie wollen mich sprechen, Brown?"

„Inspektor Trainor möchte Ihnen einige Fragen stellen, Leamington", sagte Hurley Brown sachlich.

Trainor schaute sich im Zimmer um und erblickte bald das, was er suchte. Es war ein über eine Stuhllehne gelegtes Hemd. Er nahm es auf, betrachtete die Manschetten und hielt es dann ohne ein Wort seinem Vorgesetzten zum Betrachten hin. Der Rand der einen Manschette wies einen dunkelroten Flecken auf.

„Wo ist Ihr Paletot, Leamington?" fragte er.

Frank deutete mit dem Kopf zur Tür, hinter der ein Morgenrock, ein Ueberzieher und ein wattierter Smokingrock hingen. Trainor nahm den Ueberzieher vom Haken und hielt ihn gegen das Licht. Rechts befanden sich zwei große, dunkelbraune Flecken darauf. Auch die Vorderseite des Kleidungsstückes war mit ebensolchen Flecken beschmutzt.

„Leamington," sagte Trainor, „ich glaube, es ist kaum notwendig, Ihnen des langen und breiten zu erklären, was ich nunmehr tun muß."

„Ich glaube auch nicht," sagte Frank.

Er saß im Bett mit hochgezogenen Knien und hielt seine ermüdeten Augen neugierig auf den Detektiv geheftet.

„Ich verhafte Sie, Frank Leamington, wegen der vorsätzlichen Ermordung von Emil Louba, in der Nacht des dritten Dezember, zwischen zehn Uhr und zehn Uhr fünfundvierzig. Um zehn Uhr telephonierte Herr Louba in den Elect Club. Um zehn Uhr fünfundvierzig war er tot."

Kein Muskel bewegte sich in Leamingtons Gesicht.

„Ich habe ihn nicht ermordet," sagte er schließlich. „Und wenn er um zehn Uhr telephonierte, dann muß ein Wunder passiert sein. Ich drang in seine Wohnung ein mit der Absicht, ihn zu töten, aber er war schon tot."

„Um welche Zeit?"

„Um neun Uhr — eine Stunde, bevor er telephonierte," sagte Frank Leamington. „Louba war um neun Uhr tot; er war tot, bevor Dr. Warden zum zweiten Male eintraf. Ich sah den Doktor beide Male kommen, weil ich das Haus beobachtete. Beim zweitenmal hat er mich sicher gesehen. Hat er Ihnen das nicht gesagt?"

Hurley Brown schüttelte den Kopf.

„Sicher hat er mich gesehen — der gute alte Mann wollte mir wahrscheinlich keine Scherereien bereiten. Ich werde das Wieso und Warum meiner Handlungen zu erklären wissen."

„Fräulein Martin weiß davon," unterbrach Trainor.

„Ich weiß nicht, weshalb Sie Fräulein Martin erwähnen," meinte Frank Leamington kühl. „Sie wollen doch nicht alle meine Freunde in meine Abenteuer hineinziehen, oder doch?"

„Sie war gestern abend, nachdem der Mord passiert war, mit Ihnen zusammen, Frank," sagte Hurley Brown ruhig. „Sie müssen uns den Hergang der Geschichte klipp und klar erzählen. Es kann dabei um Ihr Leben gehen."

Frank Leamington stand aus dem Bett auf und zog seinen Morgenrock an, bevor er antwortete. Während der ganzen Zeit war seine Stirn gefurcht. Er dachte nach. Nun schritt er im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken, das Kinn auf der Brust. Dann setzte er sich auf den Rand des Bettes.

„Ich halte Sie beim Wort. Hat Ihnen Fräulein Martin etwas über ihre Verlobung mit Emil Louba erzählt? Also ja? Nun, das wissen Sie also. Als ich davon hörte, war ich so aufgebracht, daß ich ihn umbringen wollte. Ich wußte, was er für ein Vieh ist, oder vielmehr war. Er war ein gemeingefährliches Subjekt. Ich bin mit einem Mann bekannt, der sich mit im sozialen Hilfswerk betätigt. Er und seine Freunde versuchen schon seit Jahren, Louba in die Falle zu bekommen. Die Polizei wußte wohl auch über diese Seite seines Charakters Bescheid, wie?"

Trainor nickte.

„Ich begab mich an dem Abend, an dem ich die bewußte Nachricht erhielt, nach Braymore House; das war vorgestern nacht. Ich beabsichtigte, ihn kalten Blutes und mit voller Ueberlegung zu töten, aber nachdem ich es eine Nacht beschlafen hatte, ergab sich mir ein weit besserer Plan. Louba hatte eine Anzahl Schuldscheine im Besitz, die Beryl Martin dummerweise unterschrieben hatte. Wie hoch die Summe war, über die sie lauteten, ahnte sie nicht. Einige löste sie wieder ein. Louba gab vor, es handle sich nicht um allzuviel. Ich selbst weiß ganz genau, daß das bei Sir Harry Marshley gespielte Kartenspiel gar nicht Bridge, sondern Baccarat war, und daß Louba die Bank hielt. Sonst hätten die Schuldscheine nicht sämtlich in seinen Händen sein können. Vor ein paar Tagen nun brachte Louba Fräulein Martin bei, daß sie ihm fünfzigtausend Pfund schulde, und erklärte, er benötige dringend das Geld. Sie war entsetzt. Während der ganzen Zeit hatte sie das unangenehme Gefühl gehabt, daß sie mehr schulde, als sie selbst wußte. Meine eigene Theorie ist, daß die Papiere, die er ihr zeigte, zu drei Vierteln gefälscht sind. Sie waren in Bleistift ausgestellt, und eine Fälschung ist leichter in Blei auszuführen als in Tinte.

Fräulein Martins Mutter krankt schon seit längerer Zeit, und ihr Herz ist sehr schwach. Vor die Alternative gestellt, sich von Louba verklagen zu lassen oder ihrer Mutter diese Erniedrigung und Schande zu ersparen, indem sie Louba heiratete, wählte sie den selbstloseren Weg. Ich hatte gedroht, ihn umzubringen; sie nahm meine Drohung so ernst auf, daß sie ebenfalls Braymore House beobachtete. Sie sah mich jedoch nicht hineingehen. Zunächst stattete ich gestern morgen Braymore House einen Besuch ab, stellte fest, welcher Draht mit der Einbrecherglocke in Verbindung stand und schnitt ihn in der Abwesenheit des Portiers durch. Gestern abend warf ich dann ein Seil über die Leiter, zog diese damit herunter und kletterte vorsichtig hinauf. Obgleich es eine neblige Nacht war, stand zu meiner nicht geringen Ueberraschung das Fenster offen, und die Lichter waren alle angedreht. Das allererste was ich sah, war Loubas Körper auf dem Bett, schon erkaltet. Im ersten Augenblick wäre ich fast vor Schreck über diese Entdeckung zusammengebrochen, und mein erster Impuls war, umzukehren und zu fliehen. Aber ich entsann mich der Schuldscheine Beryl Martins und ging deshalb in das Zimmer hinein."

(Fortsetzung folgt.)

Polnisch-Schlesien

Ein Bürgermeister verlangt geistliche Zensur

Die schlesischen Bürgermeister dürften mehr oder weniger alle so ziemlich klerikal gesinnt sein, aber keiner forderte bis jetzt eine Bücherzensur durch die schwarzen Herrn. Erst Myslowitz muß es vormachen. Zwar hat Myslowitz keinen Bürgermeister, weil der frühere Bürgermeister Dr. Radwanski für immer erledigt sein dürfte, aber der jetzige Bürgermeisterstellvertreter, Rechtsanwalt Kudera benimmt sich bereits als ein Bürgermeister.

Das städtische Krankenhaus unterhält auch eine Bibliothek, die zwar nicht groß ist, aber immerhin den Kranken, die sich bewegen können, eine kleine Zerstreuung bietet bezw. bieten kann. Das städtische Krankenhaus dient aber allen Bürgern in Myslowitz, ob reich oder arm, jung oder alt, alle müssen aufgenommen werden. Das bezieht sich nicht nur auf die sozialdemokratisch gesinnten Arbeiter und klerikal gesinnten Bürger, sondern auch auf die Glaubensbekenntnisse. Im städtischen Krankenhaus müssen nicht nur die Katholiken aber auch die Protestanten und Juden aufgenommen werden. Wenn schon einmal auf Kosten der Stadt im Krankenhause eine Bibliothek geschaffen wird, so doch für alle, für die Juden, Protestanten, Katholiken, für Gläubige und Ungläubige. Anderer Ansicht scheint der Bürgermeisterstellvertreter Herr Kudera zu sein, der da angeordnet hat, daß alle Bücher, die für das städtische Krankenhaus angeschafft bezw. bestimmt sind, die Zensur der Pfarrei passieren müssen. Sonderbare Begriffe hat dieser Herr Bürgermeisterstellverteter, der auch mit Hilfe von sozialistischen Stimmen als Bürgermeisterstellvertreter gewählt wurde und sich bereits anschickt, den Bürgermeistersessel zu besteigen. Sollte das wirklich eintreten, so wird aus der Stadt Myslowitz zuletzt noch eine Betgemeinde werden.

Die Anordnung des Myslowitzer Bürgermeisterstellvertreter ist gesetzwidrig. Nach der polnischen Verfassung existiert keine Bücherzensur, um so weniger eine solche durch die Pfaffen. Das muß doch ein Jurist wissen, als auch das, daß ein zurückgewiesenes Buch eventuell prozessuelle Folgen haben, die für die Stadt schließlich Nachteile bringen könnte.

Die Anordnung des Herrn Bürgermeisterstellvertreter gelangte auch in der letzten Stadtverordnetensitzung zur Sprache und da wurde tatsächlich festgestellt, daß solche Anordnung herausgegeben wurde. Der Bürgermeisterstellvertreter versuchte diese Anordnung zu rechtfertigen indem er sagte, daß das eine ganz kleine Bibliothek sei zu der er selber aus seinem Bücherschatz beigetragen habe. Wer schließlich dorthin gehe — sagte Herr Kudera — der habe keine Doktrin im Kopfe und wenn er lesen kann, so greift er tatsächlich nach einem „guten Buch", worunter selbstverständlich ein katholisches Buch, eine Art Gebetbuch gemeint wurde. Wir haben nichts dagegen, wenn Herr Kudera seine ganze Wohnung und Büroräume mit Gebetbücher ausschmücken würde, aber ein städtisches Krankenhaus ist schließlich ein Allgemeingut, aller Bürger, ohne Rücksicht auf die Konfession und politische Gesinnung und diese Bürger haben schon ein Interesse daran, daß in den städtischen Einrichtungen eine Konfession alle anderen Konfessionen und politischen Gesinnungen nicht verdränge. Das schickt sich eben nicht und das darf unter keinen Umständen geduldet werden. Wenn der Bürgermeisterstellvertreter aus seinem Bücherschatz Bücher für das Krankenhaus spendiert, so kann er daraus noch keine Rechte ableiten, alle übrigen Bücher durch einen Geistlichen zu zensurieren. Wir hätten von der Veröffentlichung dieser Tatsache Abstand genommen, wenn Herr Bürgermeisterstellvertreter in seiner Erklärung gesagt hätte, daß er seine Anordnung, die unüberlegt getroffen wurde, zurückziehen werde. Er hat das aber nicht gesagt, sondern suchte diese seine Anordnung zu verteidigen und sie zu entschuldigen. Wir verlangen ihre Zurückziehung, weil sie weder gesetzlich noch sonst wie begründet erscheint.

„Difficile est sotiram non scribere"

„Es ist schwierig, eine Satire nicht zu schreiben", — so lautet in der deutschen Uebersetzung die Ueberschrift des Artikels, den mir als Antwort meines gestrigen Artikels „Satisfaktion" die „Polska Zachodnia" gewidmet hat. Für diesen Artikel zeichnet aber nicht Herr Rumun, sondern „Ostrowidz", ein ausgesprochener Sanatorennarr und Korruptionsjüngling. Und darum ist auch der Inhalt seines Geschreibsels verständlich.

Auf diesen näher einzugehen, verzichten wir. Aber wenn „Ostrowidz" als Repräsentant der „Polska Zachodnia", als Repräsentant der Sanatorenmeute mit nichts Besserem auf unseren Artikel antworten kann, als mit einer solchen kindischen Sache, die sich seinerzeit im Schlesischen Sejm abspielte, dann kann einem die Gesellschaft, die er vertritt, leid tun. Und charakteristisch ist für das gestrige Niveau einer Redaktion, wenn sie solche Dummheiten eines „Ostrowidzjournalisten" duldet. Aber was will man von einem Sanatorenblatt mehr verlangen, von einem Sanatorenblatt, dessen Redaktionsstab irgendwo aus dem unkultiviertesten Polen zusammengestoppelt wurde, über den heute das Polentum Oberschlesiens nur die Nase rümpft und froh wäre, wenn diese galizischen „Kulturträger" zum Teufel gingen. Diese „Kulturträger", die erst in Oberschlesien die Annehmlichkeiten einer Kultur kennen gelernt haben. Hier, Herr Ostrowidz, können wir sagen „Difficile est sotiram non scribere".

Und in der Tat, es ist wirklich nicht schwer eine Satire über diese Kulturträger vom Schlage eines Ostrowidz und von dem seiner Gesinnungsgenossen nicht zu schreiben.

Uns wundert es dann nur, wenn Rumun seinen Kollegen „Ostrowidz" vorschickt. Rumun war aber doch vorgestern so tapfer, nach echter Sanatorenart, heute kneift er. Da schickt er den „Scharfseher", diese geistige Kirchenmaus, vor. Das ist ein Armutszeugnis, wie es sich die Repräsentanten der „Sanacja Moralna" in Polnisch-Oberschlesien nicht besser ausstellen können.

Im übrigen werde ich nicht verfehlen, mich in Zukunft mit den „moralischen" Eigenschaften des Redaktionsstabes der „Polska Zachodnia" etwas näher zu befassen. Was das bedeutet, ist leicht verständlich, denn man weiß, daß die Sanacja mit Vorliebe mit dem Gummiknüppel, Handgranaten und anderen schönen Scherzen arbeitet. Aber ich ziehe sehr gerne die Konsequenzen, die Konsequenzen, die später einmal die Kulturträger von der „Polska Zachodnia" selber zu spüren bekommen werden.

Josef Helmrich.

Zerfall...

Seit mehreren Jahren beobachten wir im polnischen politischen Lager in der schlesischen Wojewodschaft eine Umgruppierung, die für das politische Leben von großer Bedeutung ist. Gleich nach dem Plebiszit traten drei politische Parteien im politischen Leben auf. Die Korfantysten, die P. P. S. und die N. P. R. Die Sejmwahlen im Jahre 1922 brachten den Korfantysten große Erfolge, weil sie sechs Sejmabgeordnete in den Warschauer Sejm und 18 Abgeordnete in den Wojewodschafts-Sejm entsenden konnten. Im Laufe der Zeit bröckelten zwar Teile des Korfanty-Sejmklubs ab, insbesondere bezieht sich das auf den Kattowitzer Sejmklub, von dem nur noch die Hälfte übrig geblieben ist. Seit dem Maiumsturz in Polen sinkt der politische Einfluß der Korfantysten in der schlesischen Wojewodschaft zusehend. Schon die letzten Sejmwahlen brachten der Partei eine Schlappe bei, obwohl sie damals noch nicht endgültig mit ihrer Zentralleitung gebrochen hat. Zwar waren schon vor den Wahlen die Reibungen zwischen den schlesischen Korfantysten und der Zentralleitung der Christlichen Demokraten in Warschau vorhanden, weshalb die schlesische Bezirksorganisation die Wahlen unabhängig von Warschau durchführte, aber Korfanty war damals offiziell aus der Partei noch nicht ausgeschlossen. Das gespannte Verhältnis zwischen Kattowitz und Warschau gab genug Agitationsstoff der Sanacja Moralna, umsomehr als bereits ein Teil von ihr mit Dr. Hlond an der Spitze sich von der Bezirksorganisation losriß und sich demonstrativ der Zentralleitung in Warschau zur Verfügung stellte.

Nach den Wahlen, die die Schwäche der Korfantysten in Schlesien bloßlegten, geht es mit der ehemals am stärksten polnisch-politischen Partei immer weiter bergab. Verlockt durch die Sanacjasubventionen, riß sich ein erheblicher Teil von den Korfantysten und Janicki los, der obwohl selber zum selbständigen politischen Leben unfähig, immerhin eine große Verwirrung unter den Korfantysten angestiftet hat. Nach diesem schweren Schlag kam gleich ein zweiter, der Ausschluß Korfanty durch den Hauptvorstand in Warschau aus der Partei. Wäre dieser Ausschluß nach dem Urteil des Marschallgerichtes gekommen, so hätte er den Korfantyeinfluß in Schlesien gebrochen. Selbst noch vor den Wahlen hätte ein solcher Ausschluß zu einer völligen Niederlage führen müssen. Heute wirkt er zwar nicht mehr so sehr vernichtend, bedeutet aber immerhin einen schweren Schlag für die Partei, umsomehr als alle Sanktionen gegen sämtliche Korfantysten, mit Ausnahme Korfantys selbst, aufgehoben wurden und dadurch für jede eventuelle Rebellion im Korfantylager durch die Zentralleitung Tür und Tor offengelassen wird. Dieser Ausschluß ist also geeignet, eine unheilvolle Verwirrung und Demoralisation im Korfantylager anzustiften und dafür dürfte die Sanacja Moralna schon Sorge tragen.

Gegen den Ausschluß selbst nehmen die schlesischen Korfantysten Stellung und soweit sich die Situation überblicken läßt, bleibt vorläufig alles beim alten. Der Vorstand der schlesischen Korfantysten hat sich in der Abwesenheit Korfantys und in Gegenwart eines Delegierten des Hauptvorstandes in der Person des Domkanonikus Albrecht mit dem Ausschluß befaßt und einstimmig folgenden Beschluß gefaßt: „Der Hauptvorstand wird aufgefordert, den Ausschluß Korfanty rückgängig zu machen. Die Bezirkskonferenz in Kattowitz der Korfantypartei vom 24. Juni 1928 wird als legal und alle ihre Beschlüsse für bindend erklärt. Der Bezirksvorstand solidarisiert sich mit Korfanty. Der Hauptvorstand wird aufgefordert, sich in der Janickiangelegenheit öffentlich zu erklären." Unterzeichnet ist dieser Beschluß durch nachfolgende Vorstandsmitglieder: Sosinski, Sobota, Pfarrer Brandys, Balcar, Kendzior, Konfrater Schulz, Prus, Pfarrer Otremba, Kempka, Musiol, Labus und Opella. Das sind bis auf Fräulein Schymkowiak, die zwischen Janicki und Korfanty hin- und herpendelt, so ziemlich alle Vorstandsmitglieder in der Korfantypartei. Demnächst wird sich mit dem Ausschluß Korfantys auch der Ueberwachungsausschuß der Bezirksorganisation befassen und aller Voraussicht nach dürfte er zu demselben Entschluß kommen wie der Bezirksvorstand. Auch die Bezirkskonferenz der Korfantysten, auf die wir kaum lange werden warten brauchen, wird Korfanty sicherlich ihr Vertrauen aussprechen. Anders ist das gar nicht möglich, weil Korfanty dafür Sorge tragen wird.

Nun dürfte der Hauptvorstand in Warschau, der den Ausschluß Korfantys ausgesprochen hat, auch nicht ruhen, sondern unverzüglich an die Schaffung einer neuen Christlichen Demokratie in Schlesien herantreten. An Leuten dürfte es ihm kaum fehlen u. selbst der berüchtigte Pfarrer Brzuska, weiter Rakowski, Kuhnert und nicht zuletzt Janicki werden alles daransetzen, um die Korfantyorganisation zu zerstören. Ein Zerstörungswerk ist bald vollbracht und die Hilfe der Sanacja Moralna dürfte dabei nicht ausbleiben.

Die stärkste polnische politische Partei in Schlesien dürfte bald ausgespielt haben und da die N. P. R. nur noch die schäbigen Reste der alten großen N. P. R.-Partei präsentiert, so kann man den Einfluß der früheren polnischen Plebiszitparteien so gut als erledigt ansehen. Els Erbe tritt heute die Sanacja Moralna auf, aber ihre Herrschaft weist schon heute Risse auf.

Tragödie oberschlesischer Ferienkinder

Am Freitag nachmittag ereignete sich auf der Straße Lopshorn—Detmold ein schweres Autounglück. 50 oberschlesische Schulkinder, die sich im Kinderferienheim Neuhaus bei Paderborn befanden, wollten mit ihren Lehrern auf einem Lastkraftwagen eine Fahrt nach dem Hermanns-Denkmal machen. Auf der abschüssigen Straße kurz hinter Lopshorn löste sich ein Bremsbolzen, so daß der Führer die Fußbremse nicht benutzen konnte. Infolge der Fahrgeschwindigkeit versagte auch die Handbremse, der Wagen kam ins Schleudern, sauste mit voller Wucht gegen einen Baum und stürzte in den Straßengraben. Durch den Sturz wurden mehrere Kinder aus dem Wagen geschleudert. Ein elfjähriger Knabe brach sich das Genick, 17 Kinder wurden zum Teil schwer verletzt ins Detmolder Krankenhaus geschafft, wo ein Kind seinen Verletzungen erlegen ist. Bei den anderen besteht keine Lebensgefahr.

Leider ist es trotz Anfrage in Detmold selbst nicht möglich gewesen, die Namen der verunglückten Kinder zu erfahren, auch bei den zuständigen behördlichen Stellen in Oberschlesien war in später Abendstunde noch keine nähere Mitteilung eingegangen.

Kattowitz und Umgebung

Gesellenprüfungen im Bäckerhandwerk. Nachstehende Kandidaten bestanden in den Räumen der Handwerkskammer in Kattowitz ihre Gesellenprüfung im Bäckergewerbe: Rudolf Wojcik, Johann Dziedzic, Johann Grohlich, Ernst Mazur, Roman Piecko, Franz Plachta aus Kattowitz, Paul Fiegiel, Alois Grzeziok, Bogutschütz, Alfred Stefan, Zalenze, Georg Eleisz, Brynow, Alois Cipa, Paul Sobotta aus Neudorf, Leo Cipa aus Kuntzendorf. Den Vorsitz führte bei den Prüfungen Bäckermeister Sadlowski aus Kattowitz.

Von der Kattowitzer Schuhmacher-Zwangsinnung. Die fällige Quartalsversammlung wird am Montag, den 23. d. Mts., nachmittags um 6 Uhr in der „Strzecha Gornicza" auf der ulica Andrzeja in Kattowitz abgehalten. Behandelt werden sollen verschiedene Berufsfragen. Weiterhin wird zu der Fortbildungsschulangelegenheit und der Frage betr. Fachkurse Stellung genommen. Nähere Informationen sollen überdies an die Mitglieder bezüglich dem abzuhaltenden allgemeinen Schuhmacher-Verbandstag erteilt werden.

Versammlung chem. Kriegsgefangener. Am Sonntag, den 15. Juli, nachmittags um 4 Uhr, findet in Schwientochlowitz und zwar im Saale des Restaurateurs Pawlas, ulica Dluga 37, eine Gründungsversammlung der ehem. Kriegsgefangenen statt. U. a. sollen die Auszahlungstermine betreffend die Abfindungssummen für frühere, englische Kriegsgefangene bekanntgegeben werden.

Aus der Tätigkeit der Milchküchen im Landkreis. Das Bezirks-Wohlfahrtsamt in Kattowitz gibt den inzwischen fertiggestellten neuesten Bericht über die Tätigkeit der Milchküchen im Landkreis Kattowitz innerhalb des Monats Mai bekannt. Zur Verteilung gelangten im Berichtsmonat in den 13 Milchküchen des Landkreises insgesamt 12 036 Milchportionen. Verabfolgt wurden Portionen in ¼ und ½ Literflaschen und zwar alltäglich an 78 Mütter und 405 Kinder. Bedacht worden sind vorwiegend Frauen und Kinder von Erwerbslosen und Ortsarmen. Die tatsächlichen Unterhaltungskosten betrugen im Monat Mai zusammen 3881,93 Zloty, welche in folgender Weise aufgebracht worden sind: Gemeindemittel 538,60 Zloty, Sammlungen 203,12 Zloty, Gelder aus direkten Zuwendungen (Schenkungen) 452 Zloty, Beihilfe aus dem Wojewodschaftsfonds 1716,64 Zloty und staatliche Mittel 132,94 Zloty. Die noch ausstehende Restsumme von 838,63 Zloty soll im nächsten Monat ausgeglichen werden.

Zahl der Eheschließungen. In den standesamtlichen Registern von Kattowitz wurden im Juni 100 neue Ehen registriert. Es bedeutet dies eine Zunahme von 33 Eheschließungen im Gegensatz zum Monat Mai.

Schlachtungen und Fleischexport. Im städtischen Schlachthof in Kattowitz gelangten im Vormonat 12 018 Stück Schlachtvieh, und zwar 842 Rinder, 10 349 Schweine, 638 Kälber, 71 Schafe, 64 Ziegen und 54 Pferde zur Abschlachtung. Für den Inlandsverbrauch wurden 7201 Stück Schlachtvieh, darunter 5532 Schweine bereitgestellt, während 4817 Schweine nach dem Ausland exportiert worden sind. Der Schweineexport hat sich demzufolge nicht wesentlich verändert, sondern vielmehr im Vergleich zum Monat Mai (4728 exportierte Tiere) auf nahezu gleicher Höhe gehalten. — Der Preis im städtischen Schlachthof betrug für Rinder je 100 Kilo Schlachtgewicht 280 Zloty, Schweine 265 und Kälber 245 Zloty. Für Rinder ist eine Preisermäßigung von 5, für Kälber dagegen um 20 Zloty pro 100 Kilo eingetreten.

Ausbesserung der ulica Francuska. Im Auftrage des Magistrats in Kattowitz werden z. Zt. in der Nähe des Knappschaftslazaretts auf der ulica Francuska durch die Steinsetzfirma Dymaszewski Straßenreparaturen ausgeführt, welche im Laufe der nächsten Woche beendet werden sollen. Unmittelbar darauf will man an die Ausbesserung weiterer Straßenzüge herangehen.

Mit der städt. Müllabfuhr wird begonnen. Dieser Tage werden den Hausbesitzern der Nordstadt bezw. deren Vertretern die von der Firma Stephan u. Klüpfel bezogenen, neuen Müllkästen zugestellt. Diese Firma hat allerdings noch einen Teil Müllkästen nachzuliefern. Ab Montag, den 16. d. Mts. will der Magistrat mit der Müllabfuhr in den zunächst vorgesehenen Straßen der Nordstadt beginnen.

Kinder als Brandstifter. Die Kattowitzer Berufsfeuerwehr wurde am gestrigen Freitag nach der ulica Piotra Skargi alarmiert, woselbst ein Fabrikzaun in Brand geraten war. Das Feuer wurde von der Wehr in kurzer Zeit gelöscht. Der entstandene Schaden soll zirka 100 Zloty betragen. Wie es heißt, ist der Brand von spielenden Kindern infolge Fahrlässigkeit hervorgerufen worden.

Verbrechen und Vergehen. Im Monat Juni sind 111 Vergehen verschiedenster Art registriert worden. Die Kriminalstatistik der Wojewodschaftspolizei weist innerhalb Groß-Kattowitz auf: 8 schwere Raubüberfälle, in einem Falle Körperverletzung, 16 Einbrüche und Diebstähle, 5 Betrügereien und Veruntreuungen, 11 Vergehen gegen die sittenpolizeilichen Vorschriften, 2 politische Vergehen, 22 andere Vergehen, sowie weitere 22 Uebertretungen der geltenden Polizeivorschriften. In 24 Fällen mußte die Polizei wegen Bettelei und Landstreicherei einschreiten.

Königshütte und Umgebung

Das ist ein Blinder.

Ich sehe den Blinden jeden Tag auf meinem Nachhauseweg. Man erkennt ihn schon von weitem. Sein Schritt ist vorsichtig und suchend. Sein Körper ist ein wenig nach vorn geneigt. Er verrät erwartungsvolle Aufmerksamkeit und Gespanntheit. Er will mit seinem ganzen Körper, der die Gebärde des Lauschens und Horchens ausdrückt, alles das erfassen, was ihn seine Augen nicht sehen lassen. Dazu ist sein

Börsenkurse vom 14. 7. 1928
(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich	=	8.99 zł
		frei	=	8.92 zł
Berlin	100 zł		=	46.99 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.		=	212.80 zł
	1 Dollar		=	8.90 zł
	100 zł		=	46.99 Rmk.

Kopf etwas nach vorn gebeugt, so daß es den Anschein hat, als dringe er in das unbekannte Vorihm hinein.

Er hat keinen menschlichen Begleiter. Sein einziger Freund ist sein Stock. Auf ihn verläßt er sich. Der zeigt ihm gewissenhaft an, wenn ein Bordstein kommt, verrät ihm eine Hauswand, gegen die er zu schreiten droht. Manchmal bleibt er stehen. Dann tastet er mehreremal mit dem Stock, indem er ihn leicht auf den Boden schlägt. Instinkthaft fühlt er, wenn für ihn ein Hindernis kommt. Behutsam geht er über die Straße.

Ich sah ihm einmal ins Gesicht. Es zeigt keine Verbissenheit und keinen Groll. Es blickt im Gegenteil mit einer lebhaften Munterkeit und fröhlichen Aufmerksamkeit. Seinen Mund hat er ein wenig geöffnet. Zuweilen verschwindet er unter den Menschen, leuchtet dann wie ein Licht auf. Man macht ihm bereitwillig Platz und tritt zur Seite, wenn man ihn kommen sieht.

Eltern hört man zu ihren Kindern flüstern: „Das ist ein Blinder." Manche schweigen betreten. Fröhliches Lachen verstummt zuweilen. Vielleicht steht in mancher Seele das Gespenst der Blindheit, beschleicht innerliche Angst andrer und läßt sie verstummen.

Im Vorbeigehen hörte ich jemand sagen: „Die Blinden sind aber zu bemitleiden!" Sprach er von Mitleid, weil er die eigne Angst beschwichtigen wollte? Freilich kann er sich glücklich preisen, daß er das Augenlicht noch besitzt. Aber die fortwährende Erinnerung an das Mißgeschick blind zu sein, das stille Flüstern, das zu ihm hindringt, das Schweigen, das um ihn ist, peinigt den Blinden mehr, als der Gedanke ihn trösten kann, daß es Menschen gibt, die für ihn ein feinsinniges Verstehen haben.

Großes Gartenkonzert. Am Sonntag, den 15. Juli, nachmittags 4 Uhr, veranstaltet die beliebte Tschanner-Kapelle im Garten des Herrn Paschek an der ul. Gymnazjalna 35 (Tempelstraße) ein großes Gartenkonzert. Das Programm ist gewählt und enthält u. a. Ouvertüre und Oper: „Der Wildschütz" von Lortzing, Ouvertüre z. Oper: „Maurer und Schlosser", große Fantasie: „Der Prophet von Meyerbeer", sowie verschiedene Stücke klassischer Komponisten. Der Eintrittspreis ist mäßig gehalten, um den Besuch jedem zu ermöglichen.

Siemianowitz

Unkenntnis oder Bosheit? Der um 10,35 abfahrende Zug, den die Mittagschicht der in Deutsch-Oberschlesien beschäftigten Arbeiter benützt, enthält, sage und schreibe, im ganzen Zuge nur 2 Wagen 4. Klasse und den Schutzwagen an der Lokomotive, der nicht benutzt werden darf. Die 3. Wagenklasse darf ebenfalls nicht benutzt werden, wie das früher bei Platzmangel der Fall war. Ist denn die Eisenbahn, namentlich der Stationsvorsteher von Siemianowitz, vollständig kurzsichtig? Oder sieht man es nicht gern, daß die gemaßregelten Arbeiter sich bemühen, bei hochwertiger Valuta Beschäftigung zu suchen, um dem Arbeitslosenunterstützungsfonds nicht zur Last zu fallen?

Unschuldig des Diebstahls bezichtigt. Bei einer Ofenreparatur im evangelischen Pfarrhaus verschwand von der Garderobe eine Damenhanduhr und aus anderen Räumen Lebensmittel. Ein bei den Leuten beschäftigter Lehrjunge, natürlich, alle Lehrjungen sind bekanntlich Diebe, wurde zur Wache geführt und verhört. Das Ergebnis war negativ. So ist der Tatbestand. Wichtig in dieser Angelegenheit ist der Umstand, daß man bei der Kriminalpolizei versuchte, aus dem Jungen ein Geständnis zu erzwingen, was bestimmt unzulässig ist. Auf energische Vorstellungen des Vaters gab die Kriminalpolizei zu, etwas mit dem Lineal nachgeholfen zu haben. Der Kriminalbeamte ist in keinem Falle Untersuchungsrichter und darf absolut keine Gewaltmittel irgendwelcher Art anwenden, außer es wäre, unser neues Vaterland fühlt sich der asiatischen Kultur näher, als der Westkultur. Bei Jugendlichen empfiehlt es sich immer, daß als gesetzlicher Vertreter stets eins von den Eltern zugegen ist, da Uebergriffe stets zu befürchten sind. Jedenfalls sind ähnliche Fälle öfters in die Oeffentlichkeit durchgesickert und es wäre eine Kulturschande, mit solchen Mitteln weiter zu operieren.

Ein Fahrradmarder und der, der Schmiere stand. Auf der Wandastraße wurde dem Elektriker Rudzki sein im Hausflur stehendes Fahrrad gestohlen. Der zweite Dieb, der Schmiere stand, entwendete in demselben Augenblick ein anderes Rad vor der Hausflurtür; beide verschwanden in brüderlicher Einigkeit.

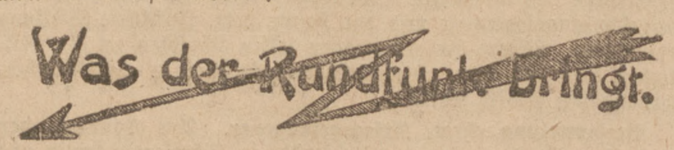
Richterschächte — Dein Richter naht. Durch die Beförderung des Betriebsführers Biernatzki zum Direktor von Richterschächten, werden im Betriebe dieser Anlage ziemlich einschneidende Veränderungen vorgenommen. Direktor B. verlegt seine Wohnung nebst Büros in das frühere Feuerlöschdepot. Die Schichtmeisterei soll geteilt geführt und in die Räume der Materialverwaltung gelegt werden. Damit die Belegschaft nicht den Grubenhof zu betreten genötigt ist, wird ein neuer Eingang von der Straßenseite geschaffen. Diese Veränderung ist als praktisch insofern zu begrüßen, als der jetzige Betriebsführer vor lauter Papier die Grube nicht sieht; die Auswirkung seiner Tätigkeit hat sich insofern gezeigt, daß jetzt fast die ganze Seifertstraße geankert werden muß. Vom Direktor B. wissen wir nur so viel, daß er es nicht verabscheut, plötzliche Nachtrevisionen vorzunehmen, die manchmal sehr unangenehm ausfallen. Na ja! Neue Besen kehren gut.

Deutsch-Oberschlesien

Oberschlesischer Städtetag.

Der Vorstand des Oberschlesischen Städtetages hielt im Rathaus zu Ottmachau eine Sitzung ab. Der neue Vorsitzende, Oberbürgermeister Dr. Franke-Neisse feierte die Verdienste seines Vorgängers, Oberbürgermeister Dr. Neugebauer-Oppeln, um die oberschlesischen Städte, sprach ihm den Dank des Städtetages aus und überreichte ihm ein silbernes Tablett, auf dem sämtliche Mitgliedsstädte verzeichnet sind. Dr. Neugebauer wurde außerdem zum Ehrenmitglied des oberschlesischen Städtetages ernannt. Bürgermeister Dr. Salomon-Breslau in Vertretung von Oberbürgermeister Dr. Wagner-Breslau, gab seiner Freude Ausdruck, indem er betonte, daß auch der Schlesische Städtetag Dr. Neugebauer zum Ehrenmitglied ernannt habe. Oberbürgermeister Dr. Neugebauer dankte gerührt und versprach, seine Beziehungen zu beiden Städtetagen auch fernerhin aufrecht zu erhalten. An der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Ottmachau nahm auch der neue Kommunaldezernent der Oppelner Regierung, Regierungsrat Dr. Poppe, teil.

In der zweiten Sitzung wurde ein Beschluß gefaßt, den Oberschlesischen Städtetag alle zwei Jahre einmal zusammenzurufen. Es wurde ferner beschlossen, die Satzung dahin zu berichtigen, daß der Städtetag Männer, die sich besondere Verdienste um den Städtetag erwerben, auf Lebenszeit zu Ehrenmitgliedern mit Versammlungsstimmrecht ernennen kann. Die diesjährige Hauptversammlung wird am 3. November in Hindenburg stattfinden. Auf dieser werden Vorträge über das Berufsschulwesen, über Schulzahnpflege und über das neue Polizeikostengesetz gehalten werden. Zu einem vom Oberpräsidenten übersandten Schreiben des Aerzteverbandes Beuthen wegen Erhöhung der Impfgebühren von 60 auf 75 Pfennig sprach sich der Vorstand des Städtetages zustimmend aus. Die am 4. dieses Monats in einer Sitzung beim Landeshauptmann in Ratibor gegründete oberschlesische Beamtenfachschule, wird ihren Sitz in Gleiwitz haben. Auch der Vorstand des oberschlesischen Städtetages wird in dem neuen Vorstand vertreten sein. Der vom Magistrat Neustadt OS. eingebrachte Antrag, der dahin ging, bei der Provinz vorstellig zu werden, daß künftighin die Kosten für die Provinziallandtags- und Kreistagswahlen gemäß den Sätzen bei den Reichs- und Staatswahlen zu erfolgen hätten, wird mit einem entsprechenden Antrag an den Landeshauptmann überwiesen werden.



Kattowitz — Welle 422.

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes. — 12: Zeitzeichen und Wetterbericht. — 16: Vorträge. — 17: Unterhaltungskonzert. — 18,50: Vorträge. — 20,15: Abendkonzert, übertragen aus Warschau. Anschließend die Abendberichte und Tanzmusik.

Montag. 16,40: Berichte. — 17: Kinderstunde. — 17,25: Vortrag. — 18: Tanzmusik. — 19,30: Vorträge. — 20,30: Konzertübertragung aus Vienne. — 22: Zeitzeichen und Berichte.

Krakau — Welle 422.

Sonntag. 10,15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. 12: Zeitzeichen und Berichte. — 16: Vorträge. — 17: Programm von Warschau. — 18,30: Verschiedenes. — 20,30: Konzert (heitere Musik). Anschließend: Uebertragung aus Warschau.

Montag. 12: Schallplattenkonzert. — 17: Uebertragung aus Warschau. — 17,25: Vortrag. — 18: Uebertragung aus Wilna. 19,30: Vortrag, übertragen aus Kattowitz. — 20,30: Internationaler Konzertabend. — 22: Uebertragung aus Warschau.

Posen Welle 344,8.

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes aus der Posener Kathedrale. — 12: Zeitzeichen und landwirtschaftlicher Vortrag. — 16,20: Kinderstunde. — 17: Sinfoniekonzert (Kompositionen von Grieg). — 18,45: Vortrag, übertragen aus Warschau. — 20,30: Konzert (heitere Musik). Anschließend die Abendberichte und Tanzmusik.

Montag. 13: Konzert auf Schallplatten. — 18: Nachmittagskonzert. — 19,35: Vortrag. — 20,30: Internationaler Konzertabend, übertragen von Vienne auf Berlin, Prag, Warschau und Posen. Anschließend: Verschiedene Berichte.

Warschau — Welle 1111,1.

Sonntag. 10,15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. 12: Zeitzeichen. Uebertragung von der Krakauer Kirche Notre Dame. Wetter- und Wirtschaftsberichte. — 16: Vorträge. — 17: Volkstümliches Konzert der Warschauer Philharmonie. — 18,30: Verschiedene Nachrichten. — 18,50: Vorträge. — 20,15: Abendkonzert der Warschauer Philharmonie. Anschließend die Abendberichte und Uebertragung von Tanzmusik.

Montag. 12: Konzert auf Schallplatten. Anschließend Zeitzeichen und Berichte. — 17: Kinderstunde. — 17,25: Vortrag. 18: Uebertragung des Unterhaltungskonzerts aus Wilna. — 19,30: Französischer Sprachunterricht. — 20,30: Internationaler Konzertabend, übertragen von Vienne, auf Berlin, Prag und Warschau. Anschließend die Abendberichte.

Gleiwitz Welle 329,7. **Breslau Welle 322,6.**

Sonntag, 15. Juli. 8,45: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 11,00: Evangelische Morgenfeier. 12,00: Konzert. 14.00: Rätselfunk. 14.10: Stunde des Landwirts. 14.35: Schachfunk. 15.00—15.30: Märchenstunde. 15.30—15,45: Englische Lektüre. 16.00: Uebertragung aus Düsseldorf: Die Deutschen Leichtathletikmeisterschaften. 16.15—17.00: Unterhaltungskonzert. 17.00: Uebertragung aus Düsseldorf: Die Deutschen Leichtathletikmeisterschaften. 17.30—18.00: Unterhaltungskonzert. 18.30: Wetterbericht. 18.30—18.55: Abt. Welt und Wanderung. 18.55—19.20: Abt. Welt und Wanderung. 19.20 bis 19.45: Der Leser und das Buch. 19.45—20.15: Abt. Welt und Wanderung. 20.30: Uebertragung aus Gleiwitz: Liebe und Trompetenblasen. 22.00: Die Abendberichte. 22.30—21.00: Uebertragung aus Berlin: Tanzmusik.

Montag, 16. Juli. 16.00—16.30: Abt. Welt und Wanderung. 16.30—17.45: Walzernachmittag. 17.45—18.15: Elternstunde. 18.15—18.40: Stunde der Musik. 18.40—19.05: Uebertragung aus Gleiwitz· Abt. Heimatkunde. 19.05—19.30: Abt. Wirtschaft. 19.30—20.10: Uebertragung aus Düsseldorf: Die Deutschen Leichtathletikmeisterschaften. 20.30—21.05: Wolfgang Zilzer spricht: Dichtungen von Heinrich Heine. 21.05—22.00: Kammermusik von Franz Schubert.

Der nasse Tod!

Jung und alt tummelt sich jetzt in Luft, Sonne und Wasser. Vielen Menschen ist es eine liebe Gewohnheit geworden, ihre kümmerliche Freizeit nach harter Arbeitsfron dort zu verbringen. Das Baden in freien Gewässern hat aber seine schweren Gefahren. Deshalb sei einmal ernsthaft darüber gesprochen. Da sind zunächst die Schwimmunkundigen, die auf schlüpfrigem Ufergestein den Halt verlieren und bei denen dann ein Angstanfall und plötzliche Atemnot leicht ein schweres Unglück bringen können. Wer nicht schwimmen kann, soll nicht vorwitzig sein oder nur abgesteckte Badeplätze aufsuchen.

Herzkranke Menschen, da sie leicht zu Erregungen neigen, sollten sehr vorsichtig sein bei der Befriedigung ihrer Badelust. Aerztlicher Rat ist unbedingt am Platze.

Ohrenkranke können sich bei Unkenntnis ihrer Krankheiten in schwerster immerwährender Gefahr befinden. Der Teil des Ohres, der beim Baden und Schwimmen am leichtesten Schaden nimmt, ist das Trommelfell, jenes dünne Häutchen, das den äußeren Gehörgang nach der Körperseite abschließt. Der Raum hinter dem Trommelfell beherbergt das Mittelohr und ist durch einen Gang mit dem Nasenrachenraum verbunden. Unter normalen Verhältnissen ist daher der Luftdruck auf beiden Seiten des Trommelfelles gleich. Nicht ungefährlich sind jedoch die Druckschwankungen, denen das Trommelfell beim Tauchen und Wasserspringen ausgesetzt ist. Vielfach kommt es hierbei zu bedenklichen Störungen des Gehörsinnes. Nun ist aber das Ohr nicht nur der Sitz des Gehörsinnes, sondern auch des Gleichgewichtsinnes, der sehr empfindlich ist. Der Schwimmer kann beim Eindringen von Wasser in das Ohr jedwede Orientierung verlieren. Schwindel und Brechreize und ruckartige Einatmungsbewegungen folgen, dabei treten Wasser und Fremdkörper in die Lungen, so daß schließlich Ersticken oder Ertrinken eintritt. Badelustige Menschen mit Ohrendefekten sollten im Wasser größte Vorsicht üben. Das billigste und praktischste Vorbeugungsmittel ist ein geölter Wattepfropf, der das kranke Ohr vor fremden Einflüssen schützt.

Stromschnellen kommen in felsigen Flußbetten häufig vor. Ganz oder teilweise zieht sich quer durch das Flußbett ein Felsquader, der sich der Ausspülung des Flußbettes widersetzt. Jenseits der Erhebung liegt das Flußbett niedriger. Die Wassermassen stürzen über die Felsen und bilden je nach der Höhe einen kleineren oder größeren Wasserfall. Wer in die fallenden Wassermassen hineinkommt, wird aus den Gegenströmungen und Strudeln selten einen Ausweg finden. Darum müssen Stromschnellen umschwommen werden.

Stromwirbel und Untiefen entstehen durch Ausbaggerungen oder dem Strom teilweise entgegenstehende Hindernisse, wie Felsbänke oder künstlich errichtete Stein- und Uferbänke. Die Wassermassen werden hier zuerst nach unten und dann nach oben gedrängt; an der kreisenden und wirbelnden Bewegung der Wasseroberfläche sind solche Stellen zu erkennen. Auch vorbeifahrende Dampfer rufen durch die rotierenden Schiffsschrauben oder Schaufelräder eine kreisende Bewegung der Wassermassen und starken Wellengang hervor, die dem ungewohnten Schwimmer durch das starke Auf- und Niederschaukeln der wühlenden, rollenden Wassermengen die Ruhe und Sicherheit rauben können.

Schlingpflanzen in stillen Gewässern haben besondere Tücken. Das Durchschwimmen von Schlingpflanzenfeldern hat schon viele Menschenleben gefordert. Wer sich plötzlich in einem Gewirr von Schlingpflanzen befindet, was auch geübten Schwimmern passieren kann, muß vor allem Ruhe bewahren. Der Körper ist in eine möglichst flache Lage zu bringen, jedes Tiefstoßen zu vermeiden, weil dadurch die Gewächse hochgerissen werden. Rechtzeitige Hilferufe können in solchen Fällen nie schaden. Hat man für einige Augenblicke freies Wasser, dann muß man schnellstens die am Körper hängenden Pflanzen abstreifen, tief Atem holen, um dann in lang aushaltenden flachen Schwimmstößen der Gefahr zu entrinnen.

Krampfanfälle in den Fingern können durch fortwährendes Schließen und Oeffnen der Finger beseitigt werden. Arm- oder Beinkrämpfe versucht man mit Streichen und Massieren nach der Herzgegend zu beseitigen. Schlimmer sind die Magenbeschwerden; hierbei zieht man die Beine gegen den Oberkörper und hilft mit leichter Massage in der Bauchgegend nach. Solche Unfälle können nur tüchtigste Schwimmer glücklich überstehen. Der Stimmritzenkrampf ist wohl der heimatlichste Anfall, der einem Schwimmer passieren kann. Wasserschlucken verbunden mit Eindringen von Fremdkörpern in die Luftröhre bringt plötzliche Atemnot, Husten und Brechreiz folgen. Hilferufe sind in einem solchen Zustand schwerlich möglich, lautlos versinkt der Unglückliche in die Tiefe.

In Polen ertrinken fast alljährlich 5000 Menschen. Schwimmunfähigkeit und die Unkenntnisse über die Einwirkungen des Wassers auf den menschlichen Körper sind in den meisten Fällen die Ursachen, die zum Ertrinken führen. Jedes Jahr wird von pflichteifrigen Schwimmern eine stattliche Anzahl Menschen dem nassen Tod entrissen. Die heldenmütige Arbeit ist keine leichte. Der Ertrinkende wehrt sich verzweifelt gegen seinen Untergang, er schlägt wild um sich und wehe dem Rettungsschwimmer, der nicht kunstgerecht zupackt. Sobald der Verunglückte irgend jemand auf sich zukommen sieht, steigert sich sein Lebensmut. Mit unglaublicher Kraft versucht er sich an den Retter anzuklammern. Erwischt er dessen Handgelenke, so muß der Schwimmer mit kurzem Ruck nach der Daumenseite den Griff ausdrehen. Die Umfassung des Halses und der Schulter bedingt kraftvolle Anstrengungen, um loszukommen. Der Schwimmer muß versuchen, mit einer Hand das Kreuz des Umklammernden einzudrücken, den Ballen der anderen Hand preßt er gegen das Kinn seines gefährlichen Gegners, während Daumen und Zeigefinger dessen Nase verschließen; mit äußerster Kraft muß er dann den Kopf des Verunglückten in dessen Nacken drücken. Ein rascher Kniestoß nach dem Unterleib kann hierbei wirkungsvoll nachhelfen. Der Abtransport des auf solche Weise unschädlich Gemachten kann mit Schulter oder durch Kopfgriff geschehen. Dabei ist zu beachten, daß die Atmungsorgane freiliegen. Nun spielt sich ein solcher Kampf nicht programmäßig ab; jeder Fall hat seine Besonderheiten und danach entscheidet sich das Geschick von zwei Menschen. Der Rettungsschwimmer erwartet immer das Schlimmste; der Bruchteil einer Sekunde, eine Unbesonnenheit kann ihn stärkster Lebensgefahr aussetzen. Wie oft ist es passiert, daß der sich zuerst in Not Befindliche durch Umklammerung an seinem freiwilligen Retter sich dem Leben erhielt, der andere ertrank, weil er sich den verzweifelten Anstrengungen nicht widersetzen konnte und nicht geübt genug war. Starke Nerven, Entschlossenheit, Schwimmtüchtigkeit und viel Kraft gehören zu einem solchen Rettungswerk. Hunderte stehen oft am Ufer, wenn ein Mensch um Hilfe schreit, keiner mag, will oder kann helfen.

Der beste Schutz bleibt trotz guten behördlichen Maßnahmen immer der persönliche. Darum lernt schwimmen, je eher, desto besser, aber erlernt es gründlich und gewissenhaft!

Fritz Schreiber.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Der Soldat von Belleau

Von Hermann Schützinger.

Belleau ist ein kleines Nest im ehemaligen französischen Kampfgebiet. Ein Städtchen, das, wie Hunderte seiner Kameraden, durch den Krieg abgedeckt und bis auf die Häusermauern ausgeräuchert worden ist.

Jetzt reckt es sich wieder behaglich wie in der Vorkriegszeit mit seinen geflickten Dächern, neugebauten Schuppen und Scheunen zwischen den braunen Aeckern und den grünen Wiesen im Ardennerwald. Wie, wenn nichts gewesen wäre, stehen die Bauern mit den weiten Pluderhosen und den farbigen Hemden unter den Türen, und die Mädel holen wie immer das Wasser in großen Kübeln von dem Brunnen, der an der „Place de marche“ so eine Art Kulturzentrum markiert.

Auch der Gasthof am Markt, das „Hotel Meunier“, das seinerzeit von einer Mörsergranate wie ein Kartenhaus auseinander gebogen wurde, ist wieder in Betrieb und in der „guten Stube“ wird heftig debattiert: über die Getreidepreise, den Futtermittelhandel, den Landrat in Stenay, den Prefekt in Reims und über die Kammerwahl.

Belleau ist trotz seiner Kriegsblessur ein unbekanntes Landstädtchen geblieben. Während die Nachbarorte als Ausgleich ihrer Leiden mächtige Kriegerdenkmäler oder berühmte Schlachtennamen erhalten haben: Varennes — Tahure — Vouziers — Grandpree — Ville sur Tourbe — Suippes usw., verfügt Belleau lediglich über einen riesigen Soldatenfriedhof! Der verschlingt viel Land und Geld und bringt wenig ein. Der Superintendent von Stenay, der ihn seelisch betreut, kriegt 300 Franken, der Friedhofwärter, der auf die Kreuze und auf die Kieswege zu achten hat, vereinnahmt dafür 250 Franken vom Staat und setzt sie an der Theke des „Hotels Meunier“ in Landwein um. Von den Deutschen kommt alle Jahre vielleicht einer oder zwei zum Gräberbesuch; Angehörige der französischen Kriegstoten finden sich etwas häufiger ein; wäre nicht der „Amerikaner-Friedhof“, der mit seinen opulenten Steinen und sauber lackierten Kreuzen förmlich das Zentrum der Anlage bildet, dann wäre selbst diese kümmerliche Sensation von Belleau reichlich uninteressant!

Heute aber ist in der „guten Stube“ des „Hotels Meunier“ förmlich ein großer Tag!

Der Zufall hat die Kirchhofbesucher förmlich an einen Tisch geweht. Sie haben sich draußen in der Holzbaracke des Friedhofwärters beim Studium der „Gräberliste“ getroffen und sind dann zusammen im „Hotel Meunier“ zum Dämmerschoppen eingekehrt.

Der Franzose hat zufällig in dieser Gegend, in Busancy, Getreide einzukaufen und hat bei der Gelegenheit einige Kameraden des „119 ieme de ligne“ am Sammelfriedhof von Belleau besucht. Der Deutsche ist auf der Reise nach Paris, um dort Kriegsberichte über die Kammerwahlen zu schreiben. Er hat in Charleville einen Zug übersprungen, um in einem klapperigen Mietauto einige Gräberbesuche, die ihn schon lange drücken, auf sich zu nehmen. Der Amerikaner aber ist eigens übers Wasser gekommen — wie er sagt —, um dem Friedhof von Belleau eine Visite abzustatten.

Die beiden anderen Muschkoten schütteln mitleidig den Kopf und betrachten den langen hageren Burschen scheu von der Seite. Er hat etwas Hastiges und Fahriges an sich, dieser ehemalige Tommy, der da in seinem tadellosen „French-Coat“ und den Knickerbockers vor ihnen sitzt.

„Ihr glaubt wohl nicht, daß man eigens zu einem Friedhofbesuch über das große Wasser kommen kann?“

„Nein!“ versichert der Deutsche und denkt an den Zuganschluß in Reims.

„Unmöglich!“ konstatiert der Franzose und überlegt im stillen den Reingewinn des Getreidegeschäftes.

„Warum nicht?“ mischt sich der Superintendent dazwischen, „warum soll einer nicht eigens um die halbe Welt gefahren kommen, wenn ihm irgendein Erlebnis wie Feuer in der Seele brennt?“

„Nein!“ repliziert der Deutsche, „das ist schon zu lange her — dieser Krieg!“

„Nein!“ pflichtet ihm der Franzose bei, „die Erinnerung erlischt und es bleibt nur ein reichlich problematisches Gräberfeld!“

Der Amerikaner aber sieht an den Dreien vorbei in ein Loch hinein.

Man plaudert über dies und das:

„Hören Sie mal! Die „Cultivateurs“ von Belleau sind noch genau so gemächlich und bedürfnislos wie in der großen Zeit!“

„Stimmt! Zweidrittel ihrer Zeit stehen sie unter der Haustüre und bohren in den weiten Hosentaschen umher!“

„Rauchen die unvermeidliche Pfeife!“

„Und die Latrinen sind noch genau so primitiv wie Anno dazumal!“

„Jawohl — ein Faß — ein Brett — und Schluß damit!“

„Kennen Sie die alte Madame Dury, die hat das meist zwischen den Kohlrüben in ihrem Garten abgemacht!“

„Richtig! So — deswegen saß sie immer eine Viertelstunde zwischen ihrem Kohl!“

„Na — und die Lea, die Lehrerin von Chatas, haben Sie die gekannt?“

„Aber sicher! Die Dicke! Die war die Nährmutter des Bataillons!“

Der Klatsch dreier Armeen rinnt wie eine breite Lache durch die Dorfstraße von Belleau.

Es wird Nacht. Die Zuganschlüsse sind verpaßt und doch trennt man sich nicht.

„Mein Gott — so ein Zusammentreffen wie das findet man so schnell nicht mehr! Drei Muschkoten beim Leichenschmaus am Friedhof von Belleau — jeder von einer anderen Armee!“

„Leichenschmaus ist gut!“ sagt der Amerikaner und säuft die Kanne leer, „im allgemeinen macht man den Leichenschmaus hinterher! Ich schieß' mich aber doch erst morgen tot — am Soldatenfriedhof von Belleau!“

Der Franzose tippt sich leise an die Stirn und der Deutsche verlangt mißmutig seine Rechnung:

„Ich glaube — wir haben zu viel getrunken! Bringen wir den Kameraden hinauf!“ — —

Als der Morgen graut, liegt der Sergeant Stricker der 1. Pionierkompagnie der 2. U. S. A.-Division mit einem kleinen Loch in der Stirn am Friedhof von Belleau.

Der Wärter wendet den langen Burschen hin und her, nimmt ihm die Pistole aus der Hand, läuft schnurstracks ins Hotel Meunier, alarmiert die Wirtin, die Gäste, den Maire und den Superintendenten.

Schließlich steht eine kleine Trauergemeinde um den Körper des einstigen Sergeanten und starrt über den jüngsten Toten des Friedhofs auf das Gräberfeld der zweiten amerikanischen Division.

„Sie haben ihn nicht mehr losgelassen — die da unten!“ meint der Deutsche.

„Ihn hat das Leben schon damals zerbrochen!“ meint der Franzose.

„Er wird nicht der einzige Selbstmörder bleiben, der sich die Kameradengräber als Ruheplatz aussucht!“ meint der Superintendent.

„Vielleicht!“ stimmt ihm der Deutsche zu, „die Idee ist nicht schlecht! Einen Stich haben wir alle seit dieser Zeit! Errichten Sie Reservegräber in jeder Ecke — für lebensmüde Muschkoten, Herr Superintendent!“

„Ob das die Präfektur gestattet?“ wendet der Friedhofswärter schüchtern ein.

„Der gehört hierher! Rein mit ihm!“ entscheidet der Superintendent.

Trauermusik. Grabgeläute. Kriegervereine. Zylinderhüte. Fahnenwälder. Trauerreden. Madame Dury aber sitzt im Garten und schüttelt die schlohweiße Mähne: „O — la guerre! La guerre! Wann ist der Krieg zu Ende, ihr Herren?“

Eine lehrreiche Geschichte

Dienstbereitschaft und Anhänglichkeit gegenüber dem Vorgesetzten ist eine notwendige dienstliche und bürgerliche Qualität jedes anständigen Menschen. Aber bloße Fürsorglichkeit und Umsicht ist wenig. Man muß es auch verstehen, sie richtig zum Ausdruck zu bringen. So auszudrücken, daß es dem Vorgesetzten Nutzen bringt und auf diese Weise auch dem Vaterland zum Nutzen und den Eltern zum Trost gereicht. Als Beispiel dafür wie verderblich die Folgen eines falschen Ausdruckes dieses Anhänglichkeitsgefühles sein können, mag folgende lehrreiche Geschichte dienen.

Der Direktor eines wichtigen Departements, der Genosse Rjascheff, hatte einen sehr dienstbeflissenen Jüngling zum Sekretär, der aber sonst keine großen Talente besaß. Er hieß Genosse Makobroff. Dieser Makobroff hatte eine besondere Methode, um seine Anhänglichkeit zu äußern; bei jedem passenden und noch mehr bei jedem unpassenden Fall stöhnte er und sagte zu dem Genossen Rjascheff:

„Sergej Sergewitsch! Wie angestrengt sehen Sie aus!“

„Was ist?“

„Sie haben solche Säcke unter den Augen!“

Sergej Sergewitsch stand das Herz still und er ging gleich ins Wartezimmer, um sich vor dem Spiegel zu betrachten. Ja, tatsächlich, er sah angestrengt aus und hatte auch so etwas Aehnliches wie Säcke unter den Augen. Wahrscheinlich überanstrengt und schonungsbedürftig...

Der Sekretär Makobroff jedoch gab sich von Tag zu Tag mehr Mühe; immer fand er, daß Sergej Sergewitsch eine ungesunde Gesichtsfarbe hatte, Säcke unter den Augen oder sonst was. Jeden Tag verdarb er dem Gen. Rjascheff die Stimmung und dadurch schädigte er das Vaterland, denn ein schlechtgestimmter Direktor kann natürlich nichts leisten. Der Genosse Rjascheff begann sich vor den Sitzungen und vor verschiedenen anderen Arbeiten zu drücken. Vom Nichtstun fing er an dick und phlegmatisch zu werden. Wer weiß, wozu der Sekretär seinen Vorgesetzten noch bewogen hätte, wenn er nicht eines Tages Besuch bekommen hätte. Der Gast hieß Genosse Lodjiren und war Sergej Sergewitsch guter Freund.

„Sergej, Mensch, bist du verrückt geworden? Du bist ja so dick wie ein Sack. Was ist denn mit dir los, Lieber?“

„Ich bin nicht gesund, Brüderchen. Mir geht es von Tag zu Tag schlechter. Ich habe Säcke unter den Augen und wer weiß was noch.“

„Ja, wer erzählt dir denn so etwas? Was für Säcke? Du ißt zu viel, darin besteht das Uebel.“

„Nein, Bruder! Mein Sekretär Makobroff sagt mir täglich, daß es mir schlechter und schlechter ginge.“

„Spucke ihm doch ins Gesicht. Er wird Dich noch ins Grab jagen. Bau ihn ab. Ich werde Dir einen ganz vortrefflichen verschaffen. Ich habe einen. Meine Frau Sonetschka hat mich sehr darum gebeten. Aber bei mir will ich ihn nicht unterbringen, das ist Prinzipsache. Nimm Du ihn aber — Du wirst zufrieden sein und auch Sonetschka wird es Dir nicht vergessen.“

Makobroffs Schicksal war an diesem Tage besiegelt. Er wurde ohne vieles Gerede abgebaut und an seine Stelle kam der Genosse Blagowestschensky, der von seinem Freund Instruktionen bekommen hatte.

Der neue Sekretär sagte zum Unterschied vom alten dem Direktor folgendes:

„Wie blühend Sie doch aussehen, Sergej Sergewitsch! Man könnte Sie darum wahrhaftig beneiden.“

„Ja, ja.“

„Milch mit Blut. Man könnte sich siebzig Jahre mit Physkultur (Körperkultur) beschäftigen und würde sogar dann nicht ein so blendendes Aussehen bekommen.“

Bei solchen Komplimenten fühlte sich der Direktor wohl und munter.

Er verlor das Arbeitsmaß und fing furchtbar viel zu arbeiten an. Er konnte halbe Nächte in seinem Büro zubringen und neue Rationalisierungsreformen ausarbeiten und rationalisierte seine stöhnungen und jammernden Angestellten. Aber auch der Direktor hatte sich zu viel zugemutet und wurde krank.

Aber sogar auf dem Krankenlager machte ihm der neue Sekretär Komplimente über sein blendendes Aussehen und spornte ihn zur Arbeit an. Auf diese Art und Weise lag er bald auf dem Totenbette.

Jetzt erst sah der arme Direktor seinen Fehlgriff ein und bedauerte, daß er seinen Sekretär Makobroff verjagt hatte.

Aber es war zu spät, und er mußte sterben.

Und nur deshalb, weil seine Sekretäre ihre Anhänglichkeitsgefühle nicht richtig zu äußern verstanden.

Diese Geschichte soll Euch als Moral dienen.

(Aus dem Russischen übersetzt von Pedka.)

Der Ehereformer

Von Willy Wagner-Stürmer.

Der Hochstapler Theobald Pinott kletterte verbittert ob der schlechten Konjunktur aus dem Abteil erster Klasse und wollte sich langsam gegen den breiten Querbahnsteig zu bewegen, als eine Abordnung würdiger, vornehmer Herren auf ihn zutrat und freudig und stolz ihm die Hände schüttelte.

Bevor der vorsichtige Mann, dessen Steckbrief noch in mehreren Bezirken im Umlauf war, mißtrauisch nach seinem Revolver in der Hintertasche greifen konnte, sprach der Würdigste der Abordnung bereits fließend auf ihn ein:

„Verehrter Meister,“ hörte der Hochstapler ihn sagen, „gestatten Sie, daß wir Sie in dieser Stadt herzlich willkommen heißen.“

Da eine derartig freundliche Anrede bei kriminellen Empfängen im allgemeinen nicht üblich ist, nickte Theobald Pinott vorläufig huldvoll mit dem Zylinder und beschloß, da es sich um eine Verwechslung zu handeln schien, von seiner Schußwaffe vorerst keinen Gebrauch zu machen.

„Verehrter Meister! Es ist uns eine hohe Ehre, daß Sie, die Leuchte auf dem Gebiete des modernen Eherechtes, in unseren Mauern zu den Verehrern Ihrer beglückenden Theorien sprechen wollen, und daß Sie unseren Bitten so freundlich nachkamen. Unsere Stadt wird Ihnen diese Aufmerksamkeit durch ein ausverkauftes Haus danken, woraus Sie gleichzeitig schließen können, welchen Umfang die Bewegung der modernen Ehereform hier bereits angenommen hat.“ Bei diesen freundlichen, vielversprechenden Worten wuchs das geschäftliche Interesse Pinotts ganz erheblich. Seine leichtentzündlichen Gefühle flossen unwiderstehlich diesem ausverkauften Haus und seinen etwaigen Einnahmen zu. Die Natur des Hochstaplers rechnete schon mit gewinnversprechenden Möglichkeiten.

Geschmeichelt nickte er daher nochmals mit dem Zylinder murmelte einige Worte von der Gleichberechtigung der Geschlechter, von ungetrübter und freier Liebe und konnte beobachten, wie die Mienen der Ausschußmitglieder vor Freude aufschwollen, während er in ihrer Mitte durch den Bahnhof schritt und hinaus in den hellen Tag trat.

Der Schutzmann an der Ecke grüßte respektvoll. Auf de Hauptstraße blinzelten ihn lieblich die von der modernen Ehereform ergriffenen Damen an, und die ihn anscheinend erkennenden Backfische angelten mit fragenden Blicken nach ihm und seiner blendend weißen Krawatte.

An einer Litfaß-Säule sah er unter weithin leuchtender Ueberschrift das Bild des bekannten Ehereformers Dr. Herbert Breitenbach, das mit ihm tatsächlich eine verblüffende Aehnlichkeit hatte. Pinott wußte endlich, unter welchem Namen er seine Gastrolle gab, die er aus begreiflichen Gründen möglichst abzukürzen versuchte.

Mit regem Interesse kam er daher wieder auf das ausverkaufte Haus zurück.

„Ja, ja,“ bestätigte ihm ein kleiner runder Herr, der sich als Kaufmann Schulze vorgestellt hatte. „Seit gestern morgen ausverkauft. Nach Abzug aller Ausgaben verbleibt ein Reingewinn von über 3000 Mark, die Ihnen in meinem Büro zur Verfügung stehen . . .“ Schulze lächelte geschäftstüchtig und gewann damit alle Sympathien.

Theobald Pinott lenkte alsbald unter einem nichtigen Vorwand seine Schritte nach dem Büro des Kaufmanns, wo er in guter Haltung die Reineinnahme von über 3000 Mark einstrich. Mit der Angabe einer dringenden Verpflichtung verabschiedete er sich daraufhin von der in Demut schwimmenden Abordnung und versprach, sich am Abend zeitig einzufinden.

Kaum eine Stunde später erhielt der Kaufmann zwei Telegramme. Auf dem ersten stand: „Habe infolge Gleisbruch Anschluß versäumt, komme später. Herbert Breitenbach.“ Das zweite enthielt nur einige verrückte Worte, die vorläufig nicht enträtselt werden konnten:

„Für freundlichen Empfang herzlichen Dank.

Theobald Pinott.“

Man erzählt, die Ehereformbewegung in jenen Mauern sei seit diesem traurigen Abend bedeutend zurückgegangen.

Klamottenedes Hochzeit

Von Hans Hyan.

„Menneken kommt balde! Er besorgt ersch noch das Hochzeitsgeschenk!... Ich bring 'n Schinken!“

Bautz! Der Vierundzwanzigpfündige flog auf einen Holzstuhl, daß das gebrechliche Möbel in allen Fugen knackte.

Zodellene bedankte sich, und der Fleischermaxe kniff sie in ihre roten, runden Backen. Sie war knapp 17 Jahre alt, klein und sehr rundlich, übrigens wahrscheinlich jüdischer Abkunft. Ihr schwarzes, in keine Frisur zu bringendes Haar, aber auch ihre eminente Fingerfertigkeit hatte ihr den doppelsinnigen Schemen (Spitznamen) verschafft.

„Na, wie wa'n det jestan Amd, Lene? Ick sah dir doch an' Schles'chen Bahnhof mit sonne krumme Neese rumtürmen — — Hast'n orn'tlich beschnittten, ja?“

Zodellene lachte. Ihre Spezialität bestand darin, das keusche, von den Eltern strengbewachte Judenmädchen zu spielen, das, einen Moment unbeobachtet, an einer dunklen, möglichst ungeeigneten Stelle dem Drängen ihres Freiers nachgibt.

„Was soll ich d'n tun,“ sagte sie, „ich lieb' doch nu mal de Jiden! Un denn machen se auch kein Halles, weil se Angst ham vor ihre Schickse!“

Fleischermaxe wollte sie umfassen und küssen. Aber Lene verstand keinen Spaß, sie gab ihm einen derben Stoß vor den Magen. „Ich heirat doch heite!“

„Olles, jlubsches Paket biste! Du, vastehste! Mir kannste doch een jem! Wo ick dein Ollen sozusagen von' Block jeholt habe!“

Indem kam der Bräutigam, Klamottenede, ein wahrer Riese, näher. Er hatte sich bis jetzt mit ein paar „Briedern“ aus seinem Athletenverein unterhalten.

„Wat is denn, Maxe?“

„Ach, der Zoddel will ma kenn Kuß nicht jem'!“

„Wie?“ fragte der Athlet, und sah mit seinem vierkantigen Gesicht, das selbst in den Augen die eigentümliche, an Starrheit grenzende Ruhe dieser Art Menschen aufwies, seine Braut an.

„Du willst'n keen Kuß jem' Lene?... Jleich, sag' ick! Jleich jibbst'n een! Maxe ist doch mein Freind!“

„Was geht das mich an! Ich denk gar nich dran!“

In dem Moment faßte die Klaue ihres Bräutigams zu und zog die kleine Schwarze heran, wie ein Hühnchen. Gleichgültig, ob er ihr weh tat, hielt er sie mit einer Hand bei den Armen fest und reichte mit der anderen das volle, jetzt von Zorn und Aufregung gerötete Gesicht der Kleinen seinem Freunde hin. Der gab ihr drei schallende Küsse.

„Laß dir ja nich infallen, deste jetz' wietend wirst!“ sagte Klamottenede, „sonst sperr'n wa da uff'n Hängboden. Da kannste denn als Jeist rumgehn!... Du weest, ich liebe dir sehr, un bist ja och'n proppret Meechen! Aber wat ich valange, det muß jeschehen, sonst jibbts wat uff't Oge!“

Die schwarzhaarige Kleine wußte sich nicht zu lassen vor Wut. Sie spuckte nach Fleischermaxe und rannte dann hinaus auf den Korridor. Draußen läutete es; eine ganze Schar von Gästen kamen. Darunter ein paar Geldschrankknacker, die wie Kavaliere aussahen. Die Frauen gehörten sämtlich der Prostitution an, eine war 62 Jahre, aber noch sehr rüstig. Sie hieß „Schmalzelse“, und rief, so wie sie eintrat:

„Natierlich ist noch nich fertich, 't Mittagessen! . . . Jebt ma mal so lange 'n Schmalzstulle!“

„Mußte dir selber holen,“ sagte Lene, denn so recht traute sie sich doch nicht hinaus in die Küche.

Indem kam „Sarah“, wie die Jüdin allgemein genannt wurde, mit der Suppe herein. Zodellene und Klamottenede setzten sich mitten an den langen, weiß gedeckten Tisch und das Mahl begann. „Sekt jibbt et nich! Der war nich zu finden in den Keller!“ sagte der „Blaue“, ein gewesener Polizeibeamter, „aber Rotwein is massenbach vorhanden!“

„Also orn'tlich saufen, vastehst'a!“ setzte der Bräutigam diese Erklärung fort, „un det eene, det muß ick jetzt sagen, et is' ne Hochzeit, wie et sich vor unsan Stand jeheert. Jekooft is so jut wie jarnicht worden. Aber da is allens! Sowie mein Freund Mennecken uff de Bildfläche ascheint, jeht de Zeremonie vor sich!“

Die Braut lobte die Gerichte, besonders den Fisch, den Sarah gleich danach brachte. Den hatte die Jüdin kaufen müssen und natürlich daran verdient. Sie kam darauf an Zodellenes Stuhl, die sich zuerst vorsichtig umsah. Dann aber stießen die beiden Frauen miteinander an, und Lene sagte:

„Det macht janischt! Man muß sich doch aussprechen! Man weiß doch denn, wodran man is. Prost Sarah!“

„Du sollst leben und gesund sein,“ sagte die Jüdin so laut, daß alle es hören mußten. Indem kam Mennecken. Das war ein Junge von 18 Jahren, der in einer sehr zweifelhaften Freundschaft zu vielen der hier anwesenden Männer gestanden hatte, während sie im Gefängnis in gemeinschaftlicher Haft saßen.

Mennecken zählte zu den gefährlichsten Taschendieben, und es war bezeichnend für die Art seines „Dessins“, daß er nicht nur so, sondern auch schlankweg „der Paragraph“ genannt wurde.

Er ging auf die Braut zu, küßte ihr in gelungener Parodie seiner gewöhnlichen Opfer die Hand und sagte, seine Stimme noch höher stellend, als sie ohnehin war:

„Mein gnädiges Fräulein, ich bitte tausendmal um Verzeihung, aber mein Freund, der Graf Möchtegern, hat mich so lange aufgehalten. Hier diesen Brillantring schickt er Ihnen, und er bittet Sie, dieses Andenken zu tragen, so lange, bis er selbst imstande ist, sich Ihnen persönlich zu nähern!“

Alles brüllte vor Lachen. Zodellene steckte den Ring an, ein prächtiger Brillant funkelte da im Golde. Doch war er ihr zu groß. Fleischermaxe meinte:

„Jibb'n her! Ich lass'n dir endern.“

„Schiteken,“ sagte Lene, „den jeb' ick meinen Edewacht, der vasteht det ooch un kann Brillantringe vasetzen.“

„Halt'n Rachen!... de Zermonie bejinnt;“ Ein ehemaliger Volksschullehrer, der jetzt als Flebbenschuster alle möglichen unsicheren Kantonisten mit nachgemachten Ausweispapieren versorgte, hatte sich seinen Paletot angezogen, vorne ein Stück weißes Papier hineingesteckt, als Bäffchen, und trat nun, als Pastor, auf einen Stuhl.

„Geliebte Anwesende,“ begann er mit einer öligen, den pastoralen Ton sehr gut imitierenden Stimme.

„Wir begehen heute ein schönes und ein heiliges Fest, wir verheiraten unsere Freundin Helene mit unserem geliebten Freunde Eduacht! Sie ist eine reine Jungfrau...“

Des Sprechers offen gebliebener Mund fuhr, wie die Gesichter aller übrigen, nach der Tür herum, gegen die offenbar mit einem Säbel kräftig gepocht wurde.

„Aufmachen!“

„Soll'n wa?“ fragte Fleischermaxe leise.

„Kommt druff an, wie viele't sind,“ sagte der ehemalige Steinkutscher.

„Vor allen Dingen laßt mir raus!“ flüsterte mit wildem Blick Mennecken.

„Unsinn, hinten sind se ooch!“ meinte Lene, „krauch unter'n Disch, und wenn se uns flebben (Ausweispapiere nachsehen), dann türmst du daweile!“

Schläge donnerten gegen die Tür.

Tateleben öffnete.

In der nächsten Minute war das Zimmer voller Beamten.

Als alle aufstanden, sagte einer der Kommissare:

„Schmeckt euch woll so, was?! — Na, laßt man, ihr sitzt bald wieder bei Rumfutsch un blauen Heinrich!“

Nun kamen noch einige Schutzleute nach, die vorher draußen Posten gestanden hatte.

In dem Moment fuhr es wie eine Katze unter dem Tisch hervor, einem besonders großen Wachtmeister zwischen den Beinen durch. Der stürzte. Und im Tumult, der darauf entstand, entkam Mennecken.

„Dafür müßt ihr alle mit aufs Präsidium!“ schrie der Kommissar. Aber er nahm doch bloß die mit, die keine Papiere hatten.

Heilige und unglückbringende Tiere

Der Mensch der Urzeit lebte in der Natur, mit der Natur, ihr anders verbunden, als wir Neuzeitmenschen. Sie war ihm Schicksal, Gottheit, von ihr hing sein Dasein, sein Sterben ab. Die Naturerscheinungen, über die er so wenig Herr war, wie wir es sind, waren ihm Aeußerungen der Götter. In diesem Punkte sind alle Religionen der Naturvölker sich ähnlich — sie beteten das Unbegreifliche an, die Mächte, die stärker waren als sie selber. Aehnlich war auch ihr Verhältnis zu den Tieren. Sie sahen in dem Tier keinesfalls ein untergeordnetes Lebewesen, sondern bauten ihnen Altäre, weil ihnen die Kraft oder Klugheit des Tieres göttlich erschien. Bei den Aegyptern zum Beispiel wurde das Krokodil heilig gehalten. Sie fütterten es und zähmten es, so daß es sich anfassen ließ Sie gaben sich Mühe, auf jede Weise sein Leben herrlich zu gestalten, nährten es mit Mehlspeisen und Ochsenfleisch, schmückten es aber auch mit goldenen Armreifen und schön verzierten Ohrringen. Starb so ein Krokodil, so wurde es einbalsamiert und in einem geweihten Grabe bestattet. Derartige Krokodilbegräbnisse befinden sich in den unterirdischen Kammern des Labyrinths am See Möris. Wie groß die Verehrung des Krokodils war, geht aus einer Erzählung hervor: ein Weib zog ein Krokodil auf und wurde deshalb wie der Gott selber hoch verehrt. Sie hatte einen Knaben, der mit dem Krokodil spielte und ganz mit ihm aufwuchs. Eines Tages aber fraß dieses den Spielgefährten auf. Und die Mutter? Sie pries das Glück ihres Knaben, der von einem Gott verspeist worden war! — Auch das Buch Hiob schildert das Krokodil, den Leviathan, wie er dort genannt wird, als ein fast überirdisches Geschöpf. „Kannst du mit Spießen füllen seine Haut und mit Fischerhaken seinen Kopf? Wenn du deine Hand an ihn legst, so gedenke, daß es ein Streit ist, den du nicht ausführen wirst. Siehe, die Hoffnung wird jedem fehlen; schon wenn er seiner ansichtig wird, stürzt er zu Boden. Wer kann ihm sein Kleid aufdecken, und wer darf es wagen, ihm zwischen die Zähne zu greifen? Wer kann die Kinnbacken seines Antlitzes auftun? Schrecklich stehen seine Zähne umher. Seine stolzen Schuppen sind wie feste Schilde, fest und eng aneinander. Sein Niesen glänzt wie ein Licht; seine Augen sind wie die Wimpern der Morgenröte. Aus seinem Munde fahren Fackeln, und feurige Funken schießen heraus. Aus seiner Nase geht Rauch wie von heißen Töpfen und Kesseln. Sein Odem ist wie lichte Lohe, und aus seinem Mund gehen Flammen. Wenn er sich erhebt, so entsetzen sich die Starken, und wenn er daherbricht, so ist keine Gnade da. Auf Erden ist seinesgleichen niemand; er ist gemacht, ohne Furcht zu sein.

Ein Tier, dessen Heilighaltung und Gottesstellung nicht auf die Furcht des Menschen vor ihm, sondern auf die Liebe zu ihm zurückzuführen ist, ist die Kuh. Bei den indogermanischen Völkern spielt die Verehrung des Rindes eine große Rolle, allgemein wurde die Erdgöttin in Gestalt einer nährenden Kuh dargestellt. Auch der Name des Gottes Tor dürfte auf das Wort Stier zurückgehen. Ebenso wird der Mondgöttin Stiergestalt beigelegt; die Sichel des Mondes gibt die Ueberleitung zum Gehörn des Stieres.

Heiliggehalten wurde bei den Germanen auch der Wolf, das dem Wotan heilige Tier, das allgemein verehrt wurde, um seiner Stärke und Kraft willen. Erst nach der Verbreitung des Christentums wurde auch der Wolf um seine Stellung gebracht und vom Aberglauben in den Werwolf umgewandelt, dieses Fabelungeheuer, das bald Mensch, bald Wolf ist und um das sich mancherlei grausige Sagen spinnen.

Auch dem Feuersalamander wurden geheimnisvolle und ungewöhnliche Eigenschaften zugeschrieben. Plinius sagt von ihm: „Der Salamander, ein Tier von Eidechsengestalt, und sternartig gezeichnet, läßt sich nur bei starkem Regen sehen und kommt bei trockenem Wetter nie zum Vorschein. Er ist so kalt, daß er wie Eis durch bloße Berührung Feuer auslöscht. Der Schleim, welcher ihm wie Milch aus dem Munde läuft, frißt die Haare am ganzen menschlichen Körper weg; die befeuchtete Stelle verliert die Farbe und wird zum Mal. Unter allen giftigen Tieren sind die Salamander die boshaftesten. Andere verletzen nur einzelne Menschen und töten nicht mehrere zugleich, ganz abgesehen davon, daß die Gifttiere, welche einen Menschen verwundet haben, umkommen und von der Erde nicht wieder aufgenommen werden, — der Salamander hingegen kann ganze Völker vernichten, falls diese sich nicht vorsehen. Wenn er auf einen Baum kriecht, vergiftet er alle Früchte, und wer davon genießt, stirbt vor Frost; ja, wenn von einem Holze, welches er nur mit dem Fuße berührt hat, Brot gebacken wird, so ist auch dieses vergiftet, und fällt er in einen Brunnen, das Wasser nicht minder.“ Nach den römischen Gesetzen wurde derjenige, welcher einem andern irgend einen Teil des Salamanders eingab, als Giftmischer erklärt und zum Tode verurteilt. Die Goldmacher verbrannten den Salamander unter bestimmten Zeremonien und meinten Gold gewinnen zu können, wenn sie das Tier auf ein Schmelzfeuer setzten und nach geraumer Zeit Quecksilber auf den verkohlten Giftwurm träufeln ließen. Brach eine Feuersbrunst aus, so warf man den Salamander in die Flammen, um dem Unheil Einhalt zu tun.

Die Schlangen spielen im Glauben und Aberglauben der Völker vielfach eine bedeutsame Rolle. Der Russe zum Beispiel glaubt an ein Natternreich mit einem Natternkönig, der eine mit Edelsteinen geschmückte, im Sonnenschein herrlich schimmernde Krone trägt und dem alle Nattern untertan sind. Widerfährt einem seiner Untertanen Böses, so rächt der Natternkönig das an dem Frevler, indem er Krankheit und Not über ihn verhängt. Das ist der Grund, warum die Ringelnatter in Rußland in hohen Ehren gehalten wird.

Der Pelikan gilt als Symbol der sich selbst aufopfernden Liebe und Barmherzigkeit. Die Sage erzählt, daß er sich mit seiner scharfen Schnabelspitze die Brust aufreiße, um die Jungen mit seinem eigenen Blute zu tränken. Als man in Mekka die Kaaba baute, kam die Arbeit zum Stillstand, weil das Wasser weithergeholt werden mußte und es an Wasserträgern mangelte, da schickte Allah Tausende von Pelikanen, die ihren Kehlsack mit Wasser füllten, und dieses den Bauleuten brachten, so daß die Arbeit ihren Fortgang nehmen konnte.

Zum Schluß sei noch der Hyäne gedacht, über die bei allen Völkern die merkwürdigsten Sagen im Umlauf waren. Ein Hund soll nicht mehr bellen, und nicht mehr hören, riechen und sehen können, wenn der Schatten einer Hyäne ihn trifft. Auch soll die Hyäne je nach Belieben ihr Geschlecht ändern und bald als männliches, bald als weibliches Tier erscheinen können. Sie soll Menschenstimme annehmen, um Menschen herbeizulocken und dann zu überfallen. Die Araber behaupten, daß Menschen von dem Genuß eines Hyänengehirns wahnsinnig werden. Der Kopf des erlegten Raubtieres wird vergraben, um den bösen Zauber zu bannen. Auch nimmt man an, daß sie nichts anderes als verkappte böse Zauberer sind, die bei Nacht umherchleichen, um allen guten Menschen Verderben zu bringen. Ihr bloßer Blick kann das Blut in den Adern stocken lassen, die Eingeweide austrocknen und den Verstand verwirren. Ganze Dörfer wurden niedergebrannt, in denen sich Hyänen befanden, ohne daß man die Dämonen dadurch zu verscheuchen vermochte.

Im allgemeinen kann man sagen: die nützlichen und angenehmen Tiere wurden verehrt, angebetet, heiliggehalten, die gefürchteten gemieden, bekämpft, ausgerottet, — doch zeigt das Krokodil, daß auch Furcht Verehrung veranlassen kann.

Paul Körner.

Ein Stern ist geplatzt — und die Erde?

Von Frederic Lewis.

Nach zuverlässigen astronomischen Meldungen ist der Stern Nova Pictoris geplatzt und hat sich in zwei getrennte Teile aufgelöst; es hat sich also eine kosmische Katastrophe von ungeheurem Ausmaß ereignet. Diese Tatsache legt es nahe, sich mit der zu beschäftigen, ob etwa auch unserer Erde ein ähnliches Schicksal droht. Im nachstehenden Aufsatz werden auf Grund neuester Forschungen die wesentlichsten Erdende-Theorien erörtert.

Seitdem die Menschheit an die zum Himmel weisenden Türme als schauerliches Symbol der unaufhaltsam rinnenden Zeit die Uhr angebracht hat, begann sie, sich damit nicht nur auf Tage, sondern auch auf Minuten und Sekunden einzustellen. Immer schneller schien die Zeit abzurollen, immer beschleunigter wurde auch das Tempo der Geschichte, das Erleben des Einzelnen. Sollte aber unsere heutige, einseitig auf die materielle Eroberung der Welt abzielende technische Entwicklung sich auch weiter in dem bisherigen Tempo vollziehen (die organische Lebewelt hat zur Eroberung des Wassers, des Landes, der Luft unendlich viel mehr Zeit gebraucht als der Mensch), dann gehörte jene Vision, nach der die Erde dereinst, vom Menschen selbst in Brand gesteckt, untergeht, und so dem Fluche des von Prometheus den Göttern geraubten Feuers verfällt, zu jenen abgründigen Vorahnungen, die über die Zeit hinaus Anfang und Ende hellsichtig kennen. Denn wenn die Forschung soweit sein wird, jede Art von Masse durch Zertrümmerung der Atome in die allen Erscheinungen zugrunde liegende Bewegungs-Energie auflösen zu können, dann wird, wie es seit dem Gebrauch des Feuers Brände gegeben hat, auch eine Atombrunst entstehen können, die aber, unlöschbar, die Erdkruste durchstechend, ihrem flüssigen Inneren zum Ausbruch verhelfen würde, so daß im Laufe weniger Monate die Menschheit wie jedes lebende Wesen, dem Feuertode verfallen wäre. In kaum zehn Jahren würde nur noch eine Dampfwolke auf dem Kreise der früheren Erdbahn die letzte Spur des einstigen Planeten bezeichnen.

Aber auch das Gegenteil — nämlich Erkaltung — kann das Erdende herbeiführen, wenn auch in unendlich langsamen Tempo. Die Erdwärme strahlt in den Weltraum, die flüssige Masse (Magma) im Innern der Erde wird zäher und fester, die Kruste dicker, die Elektronen lagern sich zu Elementen zusammen. Die Erde erkaltet mehr und mehr, und eines Tages wird auch ihre Atmosphäre erstarren, sich verflüssigen, fest werden und wie ein feinmechanisches Netz sich über die Eisfelder der Erde legen. Das wäre die geologische Folgerung aus dem bisherigen Erdentwicklungsprozeß. Die Menschen werden allerdings nichts von dem allmählichen Ende fühlen.

Im Juli 1927 meldete die Heidelberger Sternwarte, daß ein Stern im Bilde des Adlers ins Riesenhafte wüchse, und von einem Gestirn dreizehnter Größe zu einem solchen achter Größe angewachsen wäre. Nach den Forschungen von Professor Hartmann soll es nun Sterne geben, deren immer noch unerkannter Zustand eine periodische Pulsion (Aufblähung) zur Folge hätte. Auch 1925 wurde eine solche Pulsion des Nova Pictoris beobachtet, der um das 214fache seiner bisherigen Größe anwuchs, nach zwei Monaten wieder zusammenschrumpfte und, jetzt gemeldet wird, sich schließlich in zwei Teile spaltete. Sollte auch die Sonne Neigung zu einem derartigen Zustand besitzen und sich um ihr 214faches ausdehnen können, dann würde die Erdbahn bis in die Sonnenkorona reichen — ein wenig mehr, und die Erde würde von der Sonne verschluckt werden.

Die Erde könnte aber auch durch Explosion zugrunde gehen. Die in den Ozeanen der Erde enthaltene Wassermenge wird auf 65 Quintillionen Kubikfuß geschätzt. Würden infolge gewaltiger Erdbeben große Spalten im Grunde des Pazifischen, Atlantischen oder Indischen Ozeans entstehen, so daß das Wasser der Weltmeere nach dem Feuer im Innern der Erde herunterströmen könnte, dann würde diese gewaltige Wassermasse plötzlich unter der Erdrinde in Dampf verwandelt werden. Wenn auf diese Weise im Erdinnern eine Dampfspannung entstände, die etwa der in einem Lokomotivkessel entspricht, so würde die entwickelte Energie hinreichen, die Erdkugel in Millionen Stücke zu zersprengen.

Eine speziell das Menschenleben bedrohende Theorie wurde von dem kürzlich verstorbenen großen Gelehrten Svante Arrhenius in seiner passiven Kohlensäurebilanz aufgestellt, die aber durch andere Forschungen ebenso überholt wurde, wie die Theorie eines Weltentodes durch Entropie, d. h. durch die einmal eintretende Erschöpfung aller Bewegungsvorgänge im gesamten Organismus. Auch, daß durch Erlöschen der Sonne die Erde dem Tode verfällt, ist unmöglich, denn trotz der ständigen gewaltigen Wärmeabgabe der Sonne, von der die Erde nur den zweitausendmillionsten Teil erhält, wird ihre Wärme immer wieder durch sich selbst ergänzt.

Die letzte und sicherste Gefahr, welche die Erde bedroht, besteht in der neuerlich festgestellten unaufhaltsamen Verminderung ihrer Eigendrehung. Vor Jahrmillionen wechselten noch Tag und Nacht innerhalb von vier Stunden. Vulkanische Gewalten, Ebbe und Flut wirkten hemmend. Die Greenwicher Sternwarte will nun beobachtet haben, daß sich das Tempo der Erdumdrehung seit 1870 derart verlangsamt habe, daß die Tageslänge in dem seither verflossenen halben Jahrhundert um eine halbe Minute sich gedehnt hätte. Stimmt diese Rechnung, dann würden 150 000 Jahre genügen, um die Erde völlig zum Stillstand zu bringen, ein Zustand, in dem der Mond sich schon seit langem befindet. Dann würde die eine Hälfte der Erde in ewige Glut, die andere in eisige Kälte für alle Ewigkeit getaucht sein. Die Tagesseite würde zur ausgebrannten, wasserlosen Wüste werden, die Nachtseite mit uferlosen Eisozeanen bedeckt sein.

Lustige Ecke

Das Evakostüm. „Wie denkst du, Männe? Wäre es nicht hübsch, wenn wir hier an der Mauer einen Feigenbaum pflanzten?“ — „Einen Feigenbaum? Meinst du wirklich, daß die Mode so bleiben wird?“

Die keine Eva. Lehrer: „Schrei nicht, Martha, welcher von den ungezogenen Knaben hat dich denn geschlagen?“ — Martha: „Der mit der blutigen Nase!“

Flucht

Von Johannes Boldt.

„Ich muß es dir sagen, Iwan Iwanowitsch: ich könnte nicht leben ohne dich. Mein Leben wäre sinnlos, und ich wüßte nichts damit anzufangen."

So sprach Danja. Lächelnd zu ihm aufblickend, während sie an seinem Arm hing und gleichen Schritt mit ihm zu halten suchte, obwohl er einen Kopf größer war als sie.

Er sah ihr tief in die Augen und erkannte den unerschütterlichen Ernst, der hinter ihrem Lächeln und hinter ihren Worten stand. Da beschloß er, heute noch nichts zu sagen.

Aber am nächsten Tage trafen sie sich wieder auf der Mitte des Weges zwischen Atschinsk und Rusajewka. Hier waren sie einander zuerst begegnet, am verschneiten Birkenwäldchen, das sich durchsichtig und langgestreckt auf dem Rande des Plateaus erhob. Auf schmal ausgetretenem Schneepfad waren sie fast zusammengestoßen, sie von Atschinsk her lustwandelnd, er auf vorsichtiger Wanderung zur Stadt, um den Polen Lewinski aufzusuchen. Nachdem er mit Danja ins Gespräch gekommen war, hatte er seinen Besuch bei L. aufgegeben. Es war ein gefährlicher Besuch, und nach dem Bekanntwerden mit Danja hatte er das Bedürfnis gehabt, die Gefahr zu meiden.

In Rusajewka war er ziemlich in Sicherheit. Niemand aus Atschinsk wagte sich dorthin. Man nannte es das Räuberdorf, und räuberisch genug ging es dort zu. Seine Einwohner waren in der Mehrzahl ehemalige Verbrecher, die ihre Strafe verbüßt hatten und dann hier angesiedelt worden waren. Diese Leute duldeten nicht, daß jemand durch die Gassen streifte, der nicht zu ihnen gehörte. Einst hatten sie am hellen Tage in Rusajewka einen Kosaken erschlagen. Es war nicht gelungen, die Täter zu ermitteln. Die Bewohner von Rusajewka hielten zusammen, wenn es galt, die Polizei irrezuführen. Sonst freilich vertrugen sie sich schlecht. Täglich gab es hier Diebstahl, Raub und Schlägerei. Und Iwan Iwanowitsch verabscheute den Aufenthalt unter diesen Leuten, obgleich er bei ihnen Zuflucht gefunden hatte. Er war ein gebildeter Mann, hatte als Rechtsanwalt in Samara gewirkt und war durch die Verteidigung eines politischen Verbrechers verdächtig geworden. Auf eine anonyme Anzeige hin hatte man ihn dann verurteilt. Auf dem Transport durch Sibirien war ihm nachts in Marxiinsk die Flucht aus dem Zuge geglückt. Fast zweihundert Werst weit hatte er sich durchgeschlagen, bis er in Rusajewka vor den Kosaken Ruhe gefunden hatte.

Das alles wußte Danja. Bei der dritten Begegnung hatte er es ihr erzählt. Er durfte sich auf sie verlassen, obwohl sie aus einem Hause stammte, in dem man jederzeit auf der Seite der Polizei stand. Denn sie war die Tochter des Woinski Natschalnik, des Polizeichefs von Atschinsk. Aber sie liebte Iwan Iwanowitsch. Er hatte es bald genug erkannt. Wie hätte sie es auch sonst gewagt, jeden Nachmittag um die Dämmerstunde mit dem Flüchtling zusammenzutreffen, weit draußen vor der Stadt, nach einem mühseligen Fußweg vom Schlitten, den sie in einer Bodenmulde zurückließ, durch den Birkenhain.

Sie liebte ohne Ueberlegung, denn sonst hätte sie sich gesagt, wie hoffnungslos ihre Liebe war. Aber sie sagte sich nur, daß sie ohne Iwan nicht leben konnte.

Iwan Iwanowitsch jedoch dachte jetzt wieder oft an den Polen Lewinski. Der war ihm empfohlen worden, weil die falschen Pässe, die er herstellte, jeder polizeilichen Prüfung standhielten.

Iwan besaß Geld. Man hatte seinerzeit nicht daran gedacht die Sohlen seiner Stiefel abzutrennen. Doch die Hergabe von hundert Rubeln kam ihn schwer an. Immerhin mußten sie geopfert werden, wenn aus seinem Plan etwas werden sollte.

Und über diesen Plan sprach er nun endlich mit Danja, nachdem er ihn lange genug um ihretwillen zurückgestellt hatte. Wenn er vom Plateaurande aus über die Niederung des Schulim hinweg in die weiße, schneebedeckte, sibirische Steppe schaute, erschien ihm das enge, verworrene Leben in Rusajewka nicht mehr erträglich. Ihn überwältigte die Sehnsucht nach einer anderen Art von Freiheit. Und er berichtete Danja, [illegible]aß er über Minusinsk durchs Altaigebirge nach Kobda in d[illegible] Mongolai gelangen und dort die Karawanenstraße nach [illegible]g erreichen könne. Er brauche nur einen falschen Paß, e[illegible] Reiseschlitten mit zwei Pferden, Proviant und Pelzdecken.

Er nannte den Polen Lewinski. Aber sie wußte etwas Besseres. Sie hatte Zutritt zu den Büroräumen ihres Vaters und konnte die Paßbesorgung ohne Lewinski erledigen. Auch den Schlitten und alles andere wollte sie beschaffen.

Binnen einer Woche, meinte Danja, könnte alles in Ordnung gebracht sein. Und in der Tat eröffnete sie ihm noch vor Ablauf dieser Frist eines Abends, daß sie am folgenden Nachmittag mit dem Nötigen zur Stelle sein würde.

Und sie war zur Stelle. Diesmal kam sie im Schlitten bis an das Ende des Birkenhains, den Fahrweg nach Rusajewka benutzend.

Iwan betrachtete verwundert die schönen Pferde.

„Woher hast du die?" fragte er.

„Sie gehören meinem Vater," antwortete sie unbefangen. „Auch der Schlitten gehört ihm. Er merkt den Verlust nicht vor Ablauf von drei Tagen. Er reiste heute morgen dienstlich nach Krasnojarsk. Und nun steig ein."

Er lachte sie gerührt an.

„Ja, ja," stammelte er. „Ich bin nur — ich bin ein bißchen benommen. Du hast zuviel für mich gewagt. Ich hatte gedacht, ich wollte dir deine Ausgaben erstatten. Ich habe nämlich Geld, Danja."

„Erstatten? Wozu? Komm, steig ein."

„Gewiß, mein Lieb. Aber du wirst mir Platz machen müssen."

Sie lächelte ruhig.

„Ich rücke zur Seite, Iwan. Sei unbesorgt, ich lasse dir Platz genug."

Er starrte sie an.

„Du mußt doch aussteigen, Danja," stieß er heraus.

„Aussteigen? lachte sie. „Ich fahre doch mit dir. Ich habe alles, was ich brauche, eingepackt."

„Du willst mitfahren?" schrak es aus ihm heraus.

„Soll ich dich etwa in deiner Not verlassen? Deine Not ist auch meine Not. Es gibt nichts, was uns trennen kann."

„Aber begreifst du denn nicht." ereiferte er sich, „daß du meine Flucht völlig in Frage stellst, wenn du mich begleitest? Man wird dich heute abend noch vermissen, wird auch den Schlitten und die Pferde vermissen. Bis morgen früh haben alle Polizeiämter in einem Umkreis von zweihundert Werst Nachricht von deinem Verschwinden. Man findet dich bestimmt und damit auch mich."

Sie saß regungslos, mit den Zügeln in der Hand.

„Und was tust du, fragte sie leise, „wenn du gut nach Peking kommst?"

„Ich fahre weiter nach Amerika und von dort nach Deutschland. In Deutschland habe ich Verwandte."

„Es wird mir nie gelingen, nach Deutschland zu kommen," sagte sie ruhig, ohne ihn anzublicken.

Er schwieg. Sie wartete eine Weile auf ein Wort von ihm, aber sie wartete vergebens.

Da erhob sie sich, reichte ihm die Zügel und stieg aus.

Er schwang sich hastig auf den Sitz, den sie verlassen hatte.

„Danja!" sagte er zärtlich, neigte sich aus dem Schlitten, ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Hast du vergessen, was ich dir neulich sagte?" fragte sie. Und sie lächelte. Er hatte es nicht vergessen. Dieses Lächeln mahnte ihn deutlich genug.

„Du mußt darüber hinwegkommen!" stöhnte er.

Ihr Lächeln blieb. Sie trat ein wenig zur Seite.

„Gott sei mit dir, Iwan Iwanowitsch!"

„Danja!" schrie er auf. Aber zugleich gab er den Pferden die Peitsche. Der Schlitten fegte davon, daß der Schnee hoch aufstob.

Iwan blickte nicht zurück. Er war gewiß, sie würde dort am Wege stehen, solange er sie sehen konnte. Auch danach noch würde sie dort stehen. Bis tief in die Nacht hinein würde sie dort stehen. Und die sibirischen Winternächte sind so kalt, daß niemand sie länger als eine Stunde lang im Freien ertragen kann, mag er auch in kostbaren Pelz gekleidet sein. Iwan schluchzte verzweifelt. Seine Tränen hafteten als Eisperlen am Baschlik. Aber er raste unentwegt weiter auf der Straße nach Minusinsk. Denn er war nach Wochen der Ruhe jetzt wieder ein Flüchtling vor der Meute der russischen Polizei und nichts weiter als ein Tier, das man hetzt und das nichts Höheres kennt als seine Flucht.



Erholung von Asien

Dr. Filchner, der von seiner unsagbaren entbehrungsreichen Innerasienexpedition nach Deutschland zurückgekehrt ist, besichtigte kürzlich die Ufaateliers in Neubabelsberg bei Berlin, wo wir ihn mit den Filmschauspielerinnen Rina Marsa (links) und Dita Parlo zeigen.

Gnade des Generals Dutow

Von Lydia Seifulina.

Die nachstehende Erzählung der bekannten russischen Schriftstellerin schildert einen Vorgang, der sich im Jahre 1919, in der Zeit des russischen Bürgerkrieges, in Orenburg abspielte. Die Red.

Mit einem Blick, wie ihn nur Haß und Liebe erzeugen können, schaute die Alte um sich. Der Wind zerrte unbarmherzig an ihr und trieb ihr beizenden Staub in die Augen. Riß an dem neuen schwarzen Sonntagskleid und an den Enden des Kopftuches.

Doch sie rührte sich nicht von der Ecke, an der sie stand. Ohne den Blick zu wenden, sah sie auf das lange Haus, auf die trübseligen Wachtposten. Die Straße trennte sie von dem Hause. Doch das Leben dieser Straße kümmerte die Alte nicht.

Ein junger, rotbackiger Offizier ging vorbei. Er warf einen Blick auf die Alte, verzog ärgerlich den Mund, sah sich um und trat an sie heran. Die Alte zuckte zusammen, ihre entzündeten Augen wandten sich von dem Hause ab und blickten ihn an.

Unsicher fragte er:

„Sind Sie die Mutter des Kommissars Bursjanzew *)?"

Es schien, als erwachte die Alte vom Schlaf. Gequält verzerrte sich das Gesicht zu einem flehenden Lächeln. Wie bei einem bettelnden Hunde wurden die Augen. Sie verbeugte sich tief.

„Ich, ja ich ... die Mutter, die Mutter ... ja, ja ... Haben Sie mich erkannt, euer Hochwohlgeboren? ... ja, die Mutter ..."

Unruhig liefen die Augen des Offiziers nach allen Seiten. Als wollte er seinen Blick vor der Alten verbergen. Er erinnerte sich: drei Tage lang kam die Alte mit ihrem Mann zu ihm. Ihm zu Füßen warf sie sich, die Offiziersstiefel wollte sie küssen. Und der Alte stand da mit tiefgesenktem Kopf und wiederholte mit dumpfer, flehender Stimme:

„Der einzige Sohn ... Nur der eine ist uns geblieben. Bauern sind wir ... Das letzte opferten wir, um ihm eine gute Erziehung zu geben, Herr Offizier, das letzte ... Wir hungerten selbst."

Der Offizier war Verteidiger im Kriegsgericht. Um die Leute loszuwerden, versprach er zu tun, was möglich sein würde. Er wußte, daß man den Sohn ohne gerichtliches Urteil erschießen würde. Jetzt war bereits „das Urteil vollstreckt". Was wollte denn die Alte noch vor dem Hause des Generals Dutow? Mit einem plötzlichen, unbehaglichen Gefühl warf er einen Blick auf ihre Sonntagskleider. Ihm fiel ein, daß auch der Alte festtäglich gekleidet war. Und der Gedanke fuhr ihm durch den Sinn:

„Ihre besten Sachen haben diese Bauern angezogen, um durch ihren Anblick das Gefühl der Herrschaften nicht zu verletzen. Sie gingen doch zu Generälen, zu höheren Offizieren in die Wohnungen, ins Gericht, in die Parteikomitees, überall wo man sie nur hineinließ. Sie baten, flehten für den Sohn. Mit einer letzten, erfolglosen Erniedrigung beschlossen sie ihr langes Sklavendasein."

Er hatte das Gefühl, als ob ihm der Kragen zu eng würde. Verlegen drehte er den Kopf zur Seite. Er war in einer intelligenten Familie aufgewachsen, hatte viel von „Humanität" gehört. All das durchfühlte er in einem Augenblick und wurde wieder nuruhig:

„Was wollte die Alte bloß vor dem Hause des Generals Dutow?"

Aber die Alte begann selbst:

„Mein Sohn hat doch eine Frau gehabt. Sie soll nun auch erschossen werden, hat man mir und meinem Alten gesagt. Herr Offizier, neunzehn Jahre wird sie erst ... Mischenka war vierundzwanzig und sie achtzehn. Sie hat doch keine Schuld, daß er Kommissar war. Neunzehn wird sie erst."

Der Offizier wurde noch verwirrter:

„Ja, was kann man denn da machen? Ihr müßt euch schon fügen — schließlich ist sie doch nur seine Frau, nicht eure Tochter."

„Herr Offizier ... um Christus willen ... Nicht ein einziges Mal hab' ich sie gesehen. In der Stadt hat Mischenka geheiratet ... nicht für sie bitt' ich ... für's Kindchen ... Sie erwartet doch ein Kind ... Erschießen Sie sie nicht, lassen Sie sie doch das Kindchen behalten ..."

„Ja, sehen Sie ... das Gesetz muß doch streng sein ..."

„Herr Offizier, neunzehn Jahr wird sie. Sie ist doch parteilos, sagt man. Das Kindchen ... Herr Offizier ... Mischas Kindchen trägt sie doch ..."

Nicht Tränen weinte sie, aber die zitternde Stimme war flehend, wie ein Schluchzen. Der Offizier verzog die Lippen, runzelte die Stirn und fragte:

„Was wollen Sie denn?"

„Dem General Dutow eine Bittschrift überreichen. Man sagt, er kann machen, daß man sie nicht erschießt, wenn sie auch verurteilt ist. Zu ihm läßt man mich aber nicht durch. Den dritten Tag komme ich her. Warte. Wenn er herauskommt, falle ich ihm zu Füßen. Aber gestern traute ich mich nicht. Hatte Angst vor den Soldaten. Er fuhr im Auto fort. Es ist nicht so einfach, an ihn heranzukommen, die Schutzwache ist immer um ihn herum."

Der Offizier sagte zögernd:

„Man wird Sie nicht zu dem General durchlassen. Geben Sie mir Ihre Bittschrift, ich werde sie übergeben."

Voll flehenden Dankes am ganzen Leibe zitternd, holte die Alte einen großen Bogen hinter dem Brusttuch hervor und gab ihn dem Offizier.

*

Vielleicht verbarg er sich nur tief im Innern — der machtvolle, natürliche Schrei — ich will leben! Aber sie hörte seine Stimme nicht. Alles war ihr gleichgültig. Als hätte sie sich nicht neunzehn, sondern siebzig Jahre durchs Leben gequält. Sie fühlte nur ihren schweren Leib. Und nur ein Gedanke, schläfrig und stumpf, war in ihr: Sich bequemer hinlegen zu können. Gestern noch bäumte sie sich auf, sie weinte und schrie. Die Resolution des Generals Dutow hatte man ihr mitgeteilt. Unter dem Gesuch, in dem gebeten wurde, ihr Leben um des Kindes willen zu schonen, stand die Entscheidung des Generals: :

„Das Urteil ist nach der Geburt des Kindes zu vollstrecken."

Genaueres wußte sie nicht. Der General hatte gesagt:

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Aber wir sind Kulturmenschen. Mag das Kind am Leben bleiben."

Davon wußte sie nichts, sie wußte aber das, woran der General nicht dachte. Ein Kind, in seelischen Qualen getragen, im Gefängnis geboren, hat keine Lebenskraft. Außer der Resolution des Generals hatte man ihr auch die Mitteilung überbracht, daß der Vater ihres Mannes vom Schlage getroffen war. Die Alte lebte zwar, aber wie lange noch? Für wen, wozu das Kind? Sie fühlte weder Zärtlichkeit noch Mitleid. Sein Leben wünschte der General Dutow zu schonen, und sie würde nicht mehr sein. Wenn sie sich doch bequemer hinlegen, wenn sie bloß einschlafen könnte! Aber der Schlaf kam nicht. Ganz unerwartet fiel ihr ein Satz aus Mischas Abschiedsbrief ein:

„Es schmerzt mich, daß Du doch noch ein halbes Kind bist, noch gar nicht gelebt hast. Du hast noch keinen ermutigenden, festen Glauben gefunden und ich habe Dein Leben vernichtet... Ob Du Erleichterung finden wirst in der Hoffnung, daß wir recht haben ..."

Jetzt weiß sie nicht, jetzt ist alles zusammengestürzt. Erleichterung bringt nur der brennende Haß. Solchen Menschen wird nicht verziehen werden. Das Kind haben sie zum Henker der Mutter gemacht; kaum wird es geboren, wird sie ermordet. Plötzlich rafft sie sich auf. Ihre Augen werden sehend: Die schmutzigen Wände der Einzelzelle, das Fenster mit dem Eisengitter und draußen im Korridor die dumpfen gleichgültigen Schritte der Wachtposten. Das ist ihre letzte Wohnung. Hier wird sie das Kind gebären, und dann wird man sie erschießen.

Das Kind in ihrem Leibe bewegte sich plötzlich. Ihr unfreiwilliger Henker klopfte, um sich in Erinnerung zu bringen. Etwas würgte sie im Hals, aber weinen konnte sie nicht.

Eine plötzliche Zärtlichkeitswelle überflutete sie.

„Mein Kind ... unser Kind ... Es wird zur Welt kommen und man wird ihm später erzählen, wie es seine Mutter gequält, das unvermeidliche Ende hinausgeschoben hat. Nur hinausgeschoben. Die Todesangst verlängert."

Dann erwachte die Hoffnung.

„Aber vielleicht kommen inzwischen die unsrigen ... verjagen diese ..."

Doch die Hoffnung erlosch sofort:

„Nein, ich werde es nicht erwarten können. Das Kind wird bald da sein und von draußen kommen schlechte Nachrichten."

Und wieder wurde sie wie von einer ungeheuren Last erdrückt. Mit dem Gesicht nach unten streckte sie sich auf der Pritsche aus. Wenn sie konnte, würde sie es erdrücken.

„Sei verflucht ... verflucht!"

Wen verfluchte sie? Sie wußte es nicht. Den General und das Kind ...

Die Gnade Dutows hatte ihr das letzte, die Freude der Mutterschaft geraubt.

(Aus dem Russischen von Rina Stein.)

*) Kommunistischer Justizkommissar, der von den „Weißen" erschossen wurde.

Die Mühle

Von Henry Bordeaux.

„So, wie Sie mich hier sehen,“ erklärte eifrig Herr Doktor Gedon Chaponniere, während er im Wartezimmer der Advokaten darauf harrte, als Sachverständiger in den Verhandlungssaal gerufen zu werden — „so wie Sie mich hier sehen, habe ich eine Tote aufgeweckt.“ Er war ein Koloß, der von Gesundheit strotzte, und in diesen Zeiten der Mineralwässer, der Kamillentees, der Nährpasten, der Linsenpürees, halbrohe Rumsteaks spielend bewältigte und eine tüchtige Portion Burgunderwein vertrug.

Er war wohl fähig, einen Toten zu erwecken, denn ihm sprühte das Leben aus allen Poren. Trotzdem erwiderte ihm unser Kollege Rameau, dies sei eigentlich nicht der Brauch der Aerzte, die eher dahin neigten, die Leute unter die Erde zu bringen, als sie aus dem Jenseits zurückzurufen. Er ließ sich aber in seinem Mitteilungsbedürfnis nicht beeinträchtigen. So konnten wir nicht umhin, seinen Bericht zu vernehmen.

„Ich war damals sehr berufseifrig, oder vielmehr, ich hatte noch keine Erfahrung in meinem Beruf. In der Nähe von La Recluse war es, in einem Gebirgsdörfchen. Anläßlich eines leichten Krankheitsfalles hatte ich die Schwester des dortigen Mühlenbesitzers kennen gelernt. Sie hieß Melanie Chantepoulet und lebte bei ihrem Bruder Christophe Chantepoulet, einem brummigen und wortkargen Menschen, den der Konkurrenzneid gegen einen gewissen Tarboton, genannt „Mehl“ erfüllte. Sie war ein lustiges Mädel von 25 Jahren, eine gute Haushälterin, und verstand sich aufs Schneidern, arbeitete, lachte und ließ den ganzen Tag ihr Mundwerk gehen. Wenn ich vorbeiritt, pflegte ich stets ein bißchen mit ihr zu plaudern. Die Mühle — ein Familienerbe — besaßen sie zu gleichen Teilen. Man erzählte in der ganzen Gegend, daß der Bruder nach dem Alleinbesitz trachtete, seine Schwester einmal ins Kloster geschickt hatte — dem sie eiligst entlief, und daß er der Tochter des Adjunkten Tracassin den Hof machte. Er sollte sie aber nur bekommen, wenn sie allein in der Mühle schalten und walten könnte. Aber es wird so vieles erzählt! Nun, Melanie wurde krank; sie bekam die schwarzen Blattern. Wie ich an einem Nachmittag zur Mühle geritten komme, finde ich meinen Christophe damit beschäftigt, Holzplanken vor dem Hause abzuraspeln. Er hatte eine Begräbnismiene aufgesteckt; aber so sah er eigentlich immer aus. „Wie steht es mit der Kleinen?“ „Schlecht.“

„Und fabrizierst du da?“ „Das sehen Sie doch.“ Die Mühle ruhte; da beschäftigte er sich mit der Anfertigung eines Sarges.

Ich steige in die Wohnung hinauf. Die Melanie rührt kein Glied. Lag lang ausgestreckt und atmete ganz schwach. Jeden Augenblick konnte das zu Ende sein aber auch noch so und so lange dauern; man kann das nie wissen. Ich fühle sie an, beobachte. Am Hals deuten sich Spuren an, vier an einer Seite, vier an der anderen, die vom Druck einer Hand herzurühren scheinen. Der ganze Körper war von Pusteln bedeckt. Ich legte kein besonderes Gewicht auf diese Male, die sich nur schwach abzeichneten. Ich schrieb ein Rezept auf und zeigte es unten dem Bruder, der ruhig seine Holzarbeiten fortsetzte.

„Hier das Rezept! Ich komme nach La Recluse und werde es dem Apotheker geben.“ „Ist das der Mühe wert?“

„Solange Leben da ist, muß man Versuche machen.“

„Sie ist fast tot.“ — — „Sie lebt.“

In La Recluse lud mich der Geistliche zum Essen ein, so daß ich erst abends gegen neun Uhr zur Stadt ritt. Ich machte einen Umweg, um noch einmal die Mühle aufzusuchen. Der Fall war wohl wert, daß man zweimal am Tage nachsah, und dann konnte ich eine gewisse Besorgnis nicht unterdrücken. Ich hatte ein Mißtrauen, ohne recht die Ursache zu wissen. Aus den Fenstern der Mühle leuchtete ein heller Schimmer durch die Nacht. Das konnten nur die Kerzen sein, welche man bei der Toten aufgestellt hatte. Also war es zu Ende. Ich binde mein Pferd an, trete ein. Ich hatte mich nicht getäuscht; Melanie war verschieden. Von den Kerzen umgeben, lag sie im frischen Sarge, den ich gesehen. Christophe, der dabei stand, hatte für das Totenkleid gesorgt. Schien befangen: er hatte mich nicht erwartet. Aber der Sarg war nicht geschlossen; der Müller hielt den Deckel.

„Also ist es doch so gekommen?“ — „Ja.“ Christophe sagt kein überflüssiges Wort und ruhig will er den Sarg schließen. Ich halte ihn zurück.

„Du hast es zu eilig; ich will sie mir ansehen.“

„Hat keinen Zweck, da sie tot ist.“ — „Doch, doch!“ „Sie ist ganz schwarz.“ — „Den Deckel weg! Und das schleunig!“

Er entschuldigt sich. Ich sehe sie mir an. Wahrhaftig, sie hätte in der Kiste tanzen können, wenn Tote dazu Lust verspürten. Ich bringe einen Spiegel an sie heran: kein Hauch. Ich fasse ihren Arm: kein Puls. Ich behorche das Herz: kein Schlag. Aber der Körper war noch nicht kalt. Ich erkundigte mich: „Wann ist sie gestorben?“ — „Kurz nach Ihrem Besuch.“

— „Du hast aber Eile, sie verschwinden zu lassen.“ — „Die schwarzen Blattern.“ Ich setzte mich, zündete meine Pfeife an, überlege: dann stehe ich auf und sage bestimmt: „Hilf mir sie auf ihr Bett zu legen.“ Er wiederholt ganz blöd: „Auf ihr Bett?“ Und er weigert sich. Ich werde zornig, drohe und schließlich gehorcht er. Faßt sie am Arm, ich bei den Füßen und wir tragen sie auf die Matratze. Ich drehe sie um und um; endlich sage ich: „Tot ist die nicht.“ — „Gehen Sie!“ — „Du wirst die Nacht bei ihr wachen. Morgen, ganz zeitig, komme ich wieder. Ich will sie auf demselben Platz finden, und in der Wärme, unter den Decken.“ Ich gehe und bevor ich aufs Pferd steige, klopfe ich bei einer Nachbarin und ersuche sie, die Nacht in der Mühle zu verbringen.

„Christophe hat den bösen Blick,“ erwidert sie, „und die Toten bewachen sich selber.“

Ich muß noch eine zweite Nachbarin requirieren, die mehr Nächstenliebe besitzt und jage das Paar, das brummt, aus dem Zimmer.

Um Mitternacht komme ich nach Hause und erzähle die Geschichte mit allen meinen Zweifeln meiner Frau. Glauben Sie, daß sie mir Komplimente macht?

„Du bist gut,“ schilt sie, „dir solche Unruhe zu machen! Man wird dich für deine Mühe nicht entschädigen und du wirst uns die scheußliche Krankheit ins Haus schleppen.“

Das war die Anerkennung, die ich fand. Aber ich interessierte mich für Melanie Chantepoulet.

Sehr früh am anderen Morgen sattle ich mein Pferd und reite zur Mühle zurück. Wie Christophe mich von fern wahrnimmt, schwenkt er seinen Hut.

Ich halte das für ein Zeichen der Freude und rufe beim Herankommen ihm zu:

„Na, sie rührt sich?“

„Bewahre, die ist tot!“

„Hafte für meine Stute! Ich sehe nach ihr.“

Die beiden Nachbarinnen hatten sich davongemacht — aus Angst vor Ansteckung oder aus Furcht vor dem Müller — und ich finde das junge Mädchen genau in derselben Lage, wie am Abend vorher: starr, hingestreckt, vielleicht wirklich tot. Dieser Zustand konnte nicht andauern. Ich wende die großen Mittel an und führe am Arm eine Inzision aus. Ein Schauer erschüttert sie, sie bewegt sich, sie lebt. Ich hatte recht gehabt!

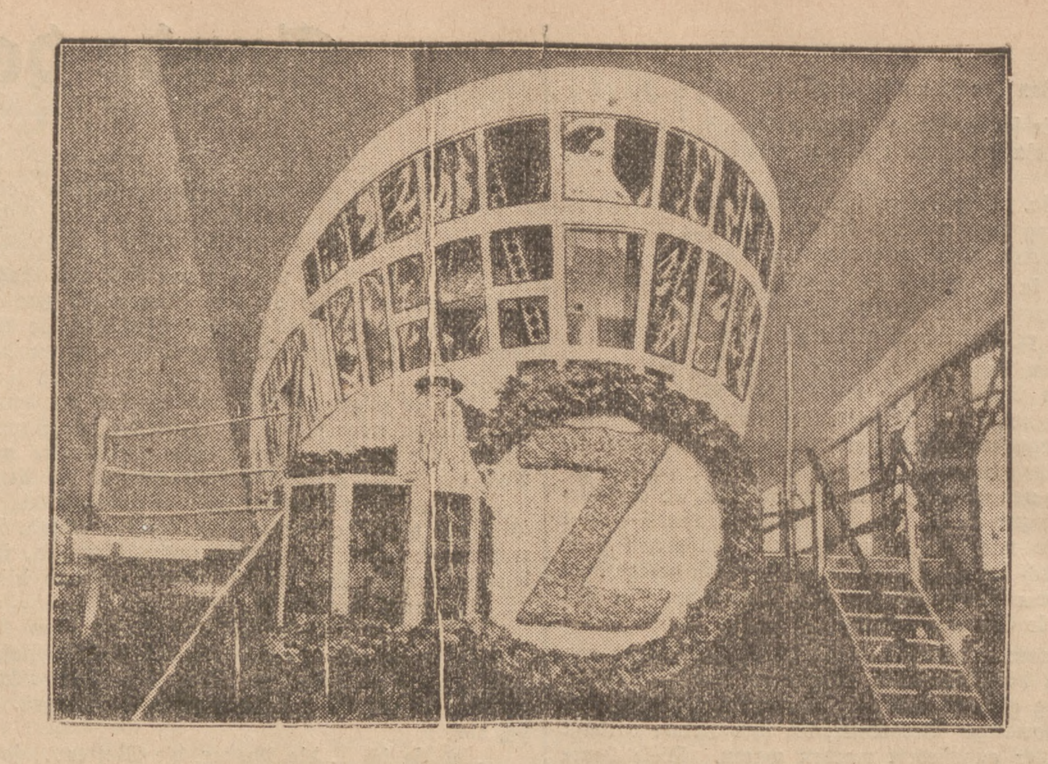
Christophe, der hinter mir stand, gab keinen Laut von sich. Ich wende mich um und fixiere ihn. Ich habe an Krankenbetten viel Gesichter gesehen, aber seins werde ich nie vergessen. Er war wirklich entsetzt.

Melanie Chantepoulet wurde gesund. Sie verheiratete sich und hat eine ganze Schar Kinder.

„Und ihr Bruder?“ fragten wir.

„Christophe! Warten Sie! Das ist das Schönste an der Geschichte. Ein oder zwei Jahre nach dieser Auferstehung wurde er das Opfer eines Unfalles. Das Rad seiner Mühle hat ihn zermalmt. Und der Sarg, der auf die Bodenkammer gekommen war, nahm nun natürlich seine Reste auf.

Berechtigte Uebersetzung von Johannes Kunde.



Die Taufe des „Graf Zeppelin

Das neue Luftschiff „L. Z. 127“ der Friedrichshafener Werft wurde am 9. Juli durch die Tochter des Grafen Zeppelin, Gräfin Brandenstein, auf den Namen ihres Vaters getauft. Im Bilde: Gräfin Brandenstein während der Taufrede.



Hosenmatz am Strand

Ein Strandanzug der Mode 1928, der aus Jumper und Hose besteht,

Der unbekannte Soldat

Der Rummel mit den Ozeanfliegern scheint immer noch nicht alle zu werden. Nach der Tournee durch England und Irland kehrt die Ozean G. m. b. H. nach Deutschland zurück, um nun auch noch „in der Provinz“ die noch ausstehenden Lorbeeren restlos einzuheimsen.

Es steht uns also immer noch etliche Wochen und Monate eine Hausse in Ozeanhelden bevor.

In Stolp, in Rastenburg, in Köslin, in Bückeburg, in Kötzschenbroda und so fort.

Daher noch ein paar Wore zum Ozeanfliegerheldentum.

Die drei Leute, die vor einigen Wochen ihr Leben für einen immerhin recht problematischen Ozeanflug aufs Spiel setzten, haben freiwillig ihre Aufgabe auf sich genommen. Ein Einsatz des eigenen Lebens auf die Dauer von 36 Stunden — dafür eine Chance, weltberühmt und mit dem Weihrauch aller Kulturnationen bedacht zu werden —, kurz und gut ein Husarenritt auf gut Glück — hier das Nichts, dort die Weltberühmtheit und der Ruhm — und auch noch etwas Bargeld dazu! —

Die Chance, lebendig davonzukommen, war nicht übermäßig gering, aber auch nicht übermäßig hoch — 1:2 oder 1:3 vielleicht!

In einer Zeit, in der sonst nichts passiert, Grund genug, Feiern und Feste zu begehen. Aber heutzutage? In der Zeit der Grubenexplosionen, der Eisenbahnunfälle — und vor allem in einer Zeit, in der der Weltkrieg immer noch lebendig vor uns steht?

* * *

Bei dem französischen Grubenunglück in Roche la Moliere hat es auch einen Helden gegeben, den man photographiert, belobt, gefeiert und interviewt hat — das war der „Marokkaner Nr. 391“, ein mutiger, tapferer und aufopferungsbereiter Mann.

Dieser Marokkaner hat seit seinem Eintritt in das Bergwerk eine Nummer, da es der Grubenleitung zu schwierig erscheint, die marokkanischen Namen im Register zu führen. Er steht seit 16 Jahren in seinem Grubenloch und schuftet für die Direktion — als „Nr. 391“ —, ein Mann wie jeder andere auch.

Dieser unbekannte Soldat des Bergwerks Roche la Moliere ist plötzlich berühmt geworden. Er hat dem Ingenieur Matheron und anderen das Leben gerettet, hat unter höchster eigener Lebensgefahr die bewußtlosen Kameraden an den Beinen aus dem bereits mit Gas und Rauch angefüllten Stollen herausgezogen — ohne viel Federlesens — und ist damit zur Tagesberühmtheit Frankreichs avanciert. „Nr. 391“ wurde sofort vor die Direktion geholt und belobt, vom Minister der öffentlichen Arbeiten beglückwünscht, vom Magistrat beschenkt und von den Reportern halb in Stücke gerissen. Seinen Namen aber weiß kein Mensch; keiner der Journalisten war imstande, seinen Namen herauszuholen, vielleicht weiß er ihn selbst nicht mehr — er ist und bleibt „Nr. 391“, der Held! Und geht bereits seit gestern wieder an die Arbeit, wie wenn gar nichts wäre. Drei Kameraden gerettet? Eine Selbstverständlichkeit!

* * *

Und nun zurück zu Köhl und Hünefeld.

Ihre Namen prangen an jedem Stammtisch, zieren förmlich jeden Stahlhelm, sind in aller Mund! Und das macht ihre Heldentat — weiß Gott — nicht größer als sie ist! Sie haben ihr Leben riskiert — für einen sportlichen Rekord, vielleicht war auch etwas nationale Begeisterung dabei. — Wieviel Hunderttausende von uns haben dies viereinhalb Jahre lang getan? Jeden Monat aufs neue! Immer wieder in den „Großkampf“! An die Somme! An die Aisne, nach Ypern, nach Verdun hinein! Immer wieder das Nichts vor sich — wenn sich die Bataillone entfalten und die Batterien brüllen! Immer wieder das große schwarze Loch vor Augen, den Tod — und keinen Dank dafür! Ein stilles Verenden zwischen Fleury und Douaumont! Still und selbstverständlich wie der „Marokkaner 391“, der wortlos gestorben wäre — aus selbstverständlicher Kameradschaftlichkeit! Zieht den Hut vor Nr. 391, meine Herren! Der schwarze Kuli ist größer als ihr! Hermann Schützinger.

Reise-Anekdoten

Seekrank.

Auch zwischen Saßnitz und Binz Neptun wird geopfert, wenn eine frische Brise aufkommt. Trotzdem man nur ein kleines Stundlein fährt.

Es kam eine frische Brise auf, der Salondampfer „Schwinge“, ein uralter Klapperkasten, schaukelte munter durchs Gewässer, und backbords wie Steuerbords hingen die Passagiere an der Reeling. Eine Gruppe Wandervögel, aber auch etliche feine Leute. Bei den Wandervögeln waren die Eruptionen ziemlich schnell zu Ende; sie lehnten dann bleich; aber gefaßt, an der Kajütenwand. Aber die feinen Leute hatten noch schwer zu kämpfen. Worauf der Steuermann tiefsinnig bemerkte: „Die Wannrvöggls hebbn bloot 'n Supp fräätn, dat duurt nich lang. Aber de rückn Lüdd hebbn veer Gäng fräätn, un Kampott und sööte Spеis un son olln Schittkroam — dat duurt sien Tied.“

*

Lufttaube.

Da der plötzliche Luftdruck, der entsteht, wenn das Flugzeug vom Boden bis zu einer gewissen Höhe emporgestiegen ist, bei manchen Passagieren vorübergehend Taubheit hervorruft, gebe ich meinen Passagieren stets den Rat, gleich nach dem Start heftig zu schlucken, da dies die beste Kur für das Uebel ist.

Einmal bemerkte ich eine alte Dame in der Kajüte, die augenscheinlich nicht verstehen konnte, was ihr Begleiter zu ihr sagte, obwohl dieser mit aller Kraft in ihr Ohr schrie. Deshalb schrieb ich auf ein Stück Papier: „Wenn Sie taub sind, schlucken Sie heftig.“ Und ließ ihr den Zettel reichen. Sie drehte ihn um und schrieb auf die Rückseite: „Danke Ihnen, junger Mann. Ich will es versuchen, aber ich glaube nicht, daß es mir viel helfen wird, denn ich bin seit zwanzig Jahren taub.“

*

Luft-Latein.

Ein amerikanischer Flieger, der von Mexiko nach Juarez unterwegs war, bemerkte plötzlich, daß sein Apparat in Brand geraten war. Was tun? Ein weniger kluger Pilot wäre vielleicht im Fallschirm abgesprungen. Aber unser Mexikaner, Emilio Carranza, löste die brenzlige Frage äußerst einfach. Da er in der Nähe eine Regenwolke bemerkte, steuerte er sein Flugzeug in diese Wolke hinein. Das Wasser löschte den Brand selbsttätig, und er erreichte wohlbehalten sein Reiseziel.



Freigewerkschaftliche Rundschau



Löhne und Wirtschaft in Oesterreich

Auf dem in Wien abgehaltenen ordentlichen Kongreß der österreichischen Gewerkschaften hielt Gen. Otto Bauer das Referat zu Punkt 7 der Tagesordnung: „Wirtschaftliche und soziale Lage". Seine vorzüglichen Ausführungen sind nicht nur äußerst wichtig, weil Oesterreich, das durch den Krieg resp. den Zerfall seines alten Wirtschaftsgebietes sieben Achtel seiner alten Absatzmärkte verlor, in allerschärfster Form eine Krise durchmachte, die auch in vielen anderen Ländern in Erscheinung trat, sondern besonders auch deshalb, weil Dr. Bauer bei seinen Darlegungen auch die großen weltwirtschaftlichen Zusammenhänge berührte. Endlich ist es allzeit von großem Interesse, zu erfahren, wie sich die österreichische Arbeiterschaft, d. h. eines der rührigsten und in vorderster Linie stehenden Mitglieder der Internationale mit den verschiedenen Problemen befaßt, deren Lösung in den meisten anderen Ländern ebenfalls auf der Tagesordnung steht.

Gen. Bauer unterscheidet bei seiner Betrachtung zwischen der „strukturellen Krise" der durch den Krieg und seine Umwälzungen besonders hart getroffenen österreichischen Wirtschaft und jenen sozusagen normalen Krisen, die mit dem ganzen Wesen des Kapitalismus verknüpft sind: immer wieder geht es von der Prosperität zur Hochkonjunktur, von der Hochkonjunktur zur Krise und so endlos weiter. Was die „normalen" Krisen und damit den Gang der ganzen Weltkonjunktur betrifft, die für Oesterreich ihre spezielle Wichtigkeit hat, da seine Industrie fast vollständig vom Export abhängig ist, so führt Gen. Bauer aus, daß es heute „außerordentlich schwer ist, auch nur mit einigen Grad von Wahrscheinlichkeit irgend etwas vorauszusagen". Er macht auf die Konkonjunktur in Amerika und ihre derzeitige, scheinbare Abschwächung sowie auf die unsichere Lage in Europa aufmerksam, wo als neuester Faktor eine Abschwächung der Konjunktur in Deutschland festzustellen ist. Er sagt dann: „Wenn auch beide Abschwächungen eine vorübergehende Erscheinung im Verlauf einer Prosperitätsperiode sein mögen, so macht es doch den Eindruck, daß auf alle Fälle die Spannkraft der durch Krieg und Inflation geschwächten europäischen Wirtschaft so gering geworden ist, daß schon nach einer verhältnismäßig kurzen Dauer einer Prosperitätsperiode Krisen hereinzubrechen drohen". Bauer kommt zum Schluß, daß das Ueberwinden der strukturellen Krise in Oesterreich gewiß durch das Hereinbrechen einer jener normalen periodischen Krisen der Weltwirtschaft unterbrochen, verlangsamt und erschwert werden könnte. Hingegen seien, wie die Dinge zur Zeit liegen, „doch alle Anzeichen dafür vorhanden, daß die struktuelle Krise der österreichischen Wirtschaft über ihren Tiefpunkt schon hinaus ist". Als Beweis dafür führt er u. an, daß die Landwirtschaft ihre Hektarenerträge der Vorkriegszeit wieder erreicht und zum Teil schon überschritten hat. Die Konkurrenzfähigkeit der österreichischen Industrie auf dem Weltmarkt steigt allmählich, u. a. deshalb, weil die österreichische Industrie endlich ihre Absatzorganisation völlig umgestellt hat und im Begriff ist, die technische Rückständigkeit einigermaßen zu überwinden. Auch die Entwicklung der internationalen Kartelle spielt laut Bauer „für die Industrie eines so kleinen und schwachen, durch Dumpingexporte stärkerer Auslandsindustrien so gefährdeten Landes wie Oesterreich ihre Rolle". Bauer will sich damit allerdings nicht zum Lobredner der internationalen Kartelle machen, sondern weist gerade auch auf die ungünstigen Umstände hin, die sich dadurch für die österreichischen Arbeiter ergeben können und bereits ergeben haben. So erwähnt er das Beispiel der Alpinen Montangesellschaft, die in Zeltweg ein großes, modernes Blechwalzwerk einfach abtragen ließ, weil sie den tschechischen Eisenwerken die Versorgung des österreichischen Marktes im Rahmen eines internationalen Kartells ausgeliefert hat.

Ein wichtiger Punkt, der zu einigem Optimismus Anlaß gibt und auch für die meisten anderen Länder in Betracht kommt, die am Krieg beteiligt waren, ist der nun einsetzende Wendepunkt in der Bevölkerungsbewegung: Bis zum jetzigen Jahre ist die Zahl der Arbeiter und Angestellten in der österreichischen Produktion dauernd gestiegen. Vom kommenden Jahr an kommen die sehr kleinen Geburtsjahrgänge der Kriegszeit auf den Arbeitsmarkt. Man kann schätzen, daß in den Jahren 1929—1933 in Oesterreich um 200 000 Menschen weniger auf den Arbeitsmarkt der Jugend kommen werden, als in den vorausgegangenen fünf Jahren. Die Arbeitslosigkeit unter den Jugendlichen wird verschwinden und damit auch der Beschäftigungsgrad unter den Erwachsenen allmählich wieder steigen.

Daß die österreichische Arbeiterschaft im ersten Jahre nach der Inflationszeit die Löhne beträchtlich zu erhöhen, sie in der später eintretenden Krise zu halten und nach den ersten Zeichen der Besserung wieder fortlaufend zu steigern vermochte, veranlaßt Bauer zur Feststellung, daß damit etwas gelungen ist, was eigentlich in der Geschichte der Gewerkschaftsbewegung aller Zeiten und aller Länder beispiellos ist. Denn jeder, der die Geschichte der Arbeiterbewegung kennt, weiß, daß in früheren Zeiten unbedingt in jeder Krise ein vollständiger oder teilweiser Zusammenbruch der Löhne erfolgt, von einem Steigen der Löhne in Krisenzeiten nie die Rede gewesen ist".

Trotzdem stehen allerdings die Löhne in Oesterreich auch heute noch ganz bedeutend niedriger als das Lohnniveau aller übrigen Industriestaaten Europas. Laut Bauer nimmt jedoch die Wirtschaft zur Zeit einen Gang, der hoffen läßt, daß Oesterreich doch wieder in eine Zeit hineinkommt, wo die Gewerkschaften allmählich so kampffähig werden, daß sie in der Lage sind, den Arbeitern ein europäisches Lohnniveau zu erobern. Dieser Kampf wird allerdings große Energie erfordern: „Wir werden uns nicht darüber täuschen, daß die Lohnkämpfe in diesen langen Jahren des schweren Heilungsprozesses noch auf mannigfache Hindernisse stoßen wird, daß, wenn auch noch so erfolgreiche Lohnkämpfe werden geführt werden können, wir auf unabsehbare Zeit hinaus den Vorsprung, den die Arbeiter der westlichen und nördlichen Industriestaaten Europas haben, nicht werden einholen können. Aus einem sehr einfachen Grunde: die österreichische Industrie muß mit den Industrien der ganzen Welt auf dem Weltmarkt konkurrieren. Sie konkurriert mit Betrieben, die unvergleichlich viel kleiner sind als die Betriebe anderer Länder, die technisch rückständiger, ungünstiger gelegen und schwerer mit Zinsen belastet sind als die Betriebe anderer Länder. Sie macht diese Nachteile wett auf Kosten des Arbeitslohnes. Und deswegen ist allen Kämpfen bei uns eine Schranke gesetzt, nicht eine unverrückbare Schranke, aber eine Schranke, die nur in einem langsamen, allmählichen Prozeß verschoben werden kann".

Zwei der wichtigsten Faktoren zur Beibehaltung resp. Erhöhung des Reallohnes sieht Bauer in der Zollfrage und im Mieterschutz. „Wenn der österreichische Arbeiter trotz seines niedrigen Lohnes nicht völlig verelendet ist, so verdankt er dies zu einem großen Teile der Tatsache, daß es uns bisher gelungen ist, in Oesterreich wenigstens jene Exzesse der Hochschutzzöllnerei zu verhindern, die in anderen Staaten die Kosten der Lebenshaltung so furchtbar in die Höhe getrieben haben".

Ganz außerordentlich wichtig ist auch die Aufrechterhaltung des Mieterschutzes, d. h. der zur Zeit durch die Behörden äußerst niedrig gehaltenen Mieten. „Der Abbau des Mieterschutzes bei einem Lohne, der niedriger ist als in den anderen Ländern, würde die volle Verelendung der österreichischen Arbeiter bedeuten". Es ist sehr leicht möglich, daß gerade diese Frage binnen wenigen Monaten in Oesterreich zur großen Kampffrage wird.

Es wird sich dann zeigen, ob das von den österreichischen Arbeitern geschaffene soziale Werk, das sich u. a. in der Herabsetzung der Säuglingssterblichkeit um 50 Prozent während der größten Krisenjahre seit dem Kriege gerechtfertigt hat, auf Kosten einer verschwindenden und zum großen Teil unproduktiven Minderheit des Volkes aufs Spiel gesetzt wird. Es wird ein Kampf sein, an dessen Ausgang die Arbeiter der ganzen Welt interessiert sind. Denn es ist in Oesterreich und speziell im sozialistisch verwalteten Wien, wo die Arbeiter das erste große Beispiel dafür gegeben haben, daß ihr Ziel der Aufbau zum Wohle der Allgemeinheit ist.

Johanna ging . . .

Unerwünschte Folgen der eintägigen Kündigungsfrist.

„Es ist im Leben häßlich eingerichtet, daß — man beim Abschied auseinandergeht." Das hatte auch Herr Kammhuber, seines Zeichens Haarformer, zu seinem Leidwesen feststellen müssen. Eines Abends hatte seine erste Kraft im Damensalon, Fräulein Johanna, von ihm Abschied genommen und war nicht wiedergekommen. Desto zahlreicher erschienen am nächsten Tag die Kunden des Friseurs, die aber alle verlangten, von Fräulein Johanna bedient zu werden. Und als Herr Kammhuber erklären mußte, daß Fräulein Johanna nicht da sei, da verließen die Kunden den Laden, um sich der Konkurrenz in die Arme zu werfen.

Nach drei Tagen bekam Herr Kammhuber das erste Lebenszeichen von Johanna. Sie schrieb ihm, daß sie wieder zu ihrem früheren Chef zurückgegangen sei und zwar mit einem höheren Gehalt. Da zwischen ihr und Herrn Kammhuber nur eine eintägige Kündigungsfrist vereinbart sei, so betrachte sie das Arbeitsverhältnis als beendet. Herr Kammhuber wurde rasend, als er diesen Brief erhielt. Noch immer hatte er gehofft, daß Johanna eines Tages wieder in seinem „Salon" auftauchen würde. Er merkte erst jetzt, was für eine wertvolle Kraft Johanna gewesen war und dabei so anspruchslos in ihren Lohnforderungen. Man kann daher verstehen, daß der Friseurchef sofort nach Erhalt des Scheidebriefes aufs Arbeitsgericht lief, wo er gegen Fräulein Johanna eine Klage auf Schadenersatz anstrengte.

Herr Kammhuber verlangte nur 50 M. für entgangenen Gewinn und begründete seinen Anspruch damit, daß Fräulein Johanna gegangen war, ohne die achttägige Kündigungsfrist einzuhalten, die der Tarifvertrag vorsieht. Aber die Beklagte konnte nachweisen, daß sich Herr Kammhuber seinerseits auch nie an den Tarifvertrag gehalten, daß er untertarifliche Löhne gezahlt und mit all seinen Angestellten entgegen dem Tarifvertrag tägliche Kündigung vereinbart hatte. Wenn Fräulein Johanna oder eine ihrer Kolleginnen Herrn Kammhuber nur einmal lo leise hatten beibringen wollen, daß es auch einen Tarifvertrag gäbe, so hätte der Herr Haarkünstler nur immer erklärt, daß er unorganisiert sei und keinen Tarifvertrag anerkenne. Jetzt wollte er das natürlich nicht wahr haben. Das Gericht aber stellte sich auf die Seite der Beklagten und nahm den Standpunkt ein, daß in diesem Fall wirklich nicht der Tarifvertrag, sondern die Einzelabmachung geltend war. Danach hätte die Beklagte eine Kündigungsfrist von einem Tag einhalten müssen. Da sie das nicht getan hatte, wurde sie verurteilt, an Herrn Kammhuber eine Entschädigung in Höhe des bei ihm bezogenen Tagelohns, nämlich 3 M., zu zahlen. Mit seinen Mehransprüchen wurde der Kläger abgewiesen.

Der große Kampf in Griechenland

Vor zwei Wochen hat das Sekretariat des Internationalen Gewerkschaftsbundes (I. G. B.) bei den griechischen Behörden im Namen der angeschlossenen Organisationen den energischsten Protest gegen das blutige Vorgehen der griechischen Polizeibehörden gegenüber den in Streik stehenden Tabakarbeitern eingelegt. Die Angriffe der militärischen Organe sind inzwischen — besonders auch angesichts des kräftigen Auftretens der griechischen Landeszentrale — mehr oder weniger eingestellt worden. Die Landeszentrale hat alle ihre angeschlossenen Organisationen aufgefordert, Reibungen mit den Polizeibehörden möglichst aus dem Wege zu gehen, im übrigen aber Einigkeit und größte Solidarität an den Tag zu legen.

Daß trotzdem noch Verhaftungen und sogar Deportationen vorkommen, ist ein Zeichen dafür, daß sich die Behörden nur ungern dazu entschließen, eine Haltung einzunehmen, die der Regierung eines zivilisierten Landes im Falle von geordneten Arbeitskonflikten würdig ist. Daß sich die Unternehmer weigern, auf irgendwelche Diskussionen über die Wünsche der Streikenden einzugehen, ist nicht weniger zu bedauern und kann nur zur Erschwerung und Verwicklung der Lage beitragen.

Im Hinblick auf die äußerst ungünstigen Umstände, unter denen der Konflikt geführt wird, darf der jungen griechischen Landeszentrale, die mit großer Ueberlegenheit auftritt und die Führung nicht aus den Händen gibt, die Anerkennung der internationalen Arbeiterschaft ausgesprochen werden. Wie es einerseits zweckmäßig ist, daß sie darauf aus ist, das Interesse der ganzen Arbeiterschaft für diesen großen Konflikt, von dem vielleicht das Los der ganzen griechischen Gewerkschaftsbewegung abhängt, anzufachen, so ist es andererseits klug und vernünftig, wenn sie dafür sorgt, daß der Konflikt nicht ohne Leitung von oben und eventl. in einem ungünstigen Augenblick in einen undisziplinierten Generalstreik übergeht, den natürlich die Kommunisten anstreben, ohne daran zu denken, daß solche übereilte und schlecht vorbereitete Manöver in Ländern mit junger Gewerkschaftsbewegung und starker Militärmacht allzeit verheerend gewirkt haben.

Wenn der griechische Gewerkschaftsband und mit ihm die griechischen Arbeiter die von der Regierung nunmehr veranlaßten Schritte zur Einleitung von Unterhandlungen zwischen Arbeitern und Unternehmern in Mazedonien begrüßen und hoffen, auf diese Weise zu einer für die Arbeiter günstigen Verständigung zu kommen oder aber beim Scheitern des Versuches den Kampf angesichts des schlechten Willens der anderen Partei mit noch größerem Erfolg und noch besserer Disziplin weiterführen zu können, so zeigt er, daß er von guter Gewerkschaftstaktik einen Begriff hat, ganz wie die Kommunisten, die solche Unterhandlungen auf jeden Fall als „Verrat" bezeichnen und lieber weiterwursteln, bis die Arbeiter zur Annahme der schlechtesten Bedingungen gezwungen sind, beweisen, daß sie von guter gewerkschaftlicher Taktik nie etwas wußten und wissen wollten.

Stand der Unterhandlungen zwischen Unternehmern und Arbeitern

Seit dem letzten Bericht an den Generalrat des britischen Gewerkschaftsbundes (T. U. C.) über die Unterhandlungen mit der Industriellengruppe um Sir. A. Mond hat sich das früher eingesetzte gemeinsame Komitee dieser Gruppe und des T. U. C. mit der Frage der Schaffung einer permanenten Organisation in der Art eines nationalen Wirtschaftsrates und dem Ausbau der Maschinerie für die Schlichtung von industriellen Konflikten befaßt. Da es sich bei der Gruppe um Mond um vereinzelte Industrielle handelt und bereits schon früher von verschiedenen Seiten der Wunsch ausgesprochen wurde, daß die Besprechungen repräsentativer sein sollten, kann es als eine gesunde Erweiterung der Unterhandlungsgrundlagen betrachtet werden, daß sich dieser Rat von seiten der Unternehmer aus Vertretern zusammensetzen soll, die von der nationalen Föderation der britischen Industriellen zu ernennen sind. Von seiten der Arbeiter tritt der ganze Generalrat des T. U. C. als Vertretung auf. Eine der Funktionen des Rates soll die Errichtung von Schiedsgerichten für die Prüfung solcher Konflikte sein, die nicht bereits in das Stadium von Streiks oder Aussperrungen getreten sind. Diese Maschinerie soll durchaus einen freiwilligen Charakter haben, d. h. es besteht kein Zwang, ihr Konflikte zu unterbreiten. Der Bericht wurde mit 18 gegen 4 Stimmen angenommen und soll im September dem ordentlichen Gewerkschaftskongreß zur Ratifizierung unterbreitet werden, zusammen mit der früher ausgearbeiteten Denkschrift über die Maßregelungen und die Anerkennung der Gewerkschaften sowie der vom gemeinschaftlichen Komitee angenommenen Resolutionen betr. die Rationalisierung.

Ein zweiter Antrag wurde von Hicks unterbreitet, des Inhalts, daß der Generalrat beschließen soll, die Besprechungen mit der sog. Mond-Gruppe zu einem Ende zu bringen, da sie das Maximum dessen gegeben haben, was sie geben können. Gleichzeitig wird darin die Bereitwilligkeit ausgesprochen, mit repräsentativen Unternehmern über Fragen in Besprechungen einzutreten, die die Industrie als Ganzes betreffen. Dieser Antrag wurde mit 15 gegen 6 Stimmen abgelehnt.

Die Konjunktur in Deutschland

Im Hinblick auf die in letzter Zeit von verschiedenen Seiten bekannt gegebenen, teils widersprechenden Meldungen über die Konjunktur in Deutschland weisen wir auf die von der „Gewerkschafts-Zeitung" (Nr. 25) nach Ermittlungen des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes über die Konjunktur Anfang Juni veröffentlichten Ausführungen hin. Das Blatt sagt in diesem Zusammenhang, daß während in der Regel die Konjunktur in den Sommermonaten einen Aufschwung zu nehmen pflegt, die die verschiedenen Berichte diesmal einen Stillstand verzeichnen. Verschiedene Gründe sind dafür verantwortlich, so u. a. die Preiserhöhungen in der Kohlenindustrie, der anhaltende Kapitalmangel im Baugewerbe, die andauernde kalte Witterung (Textil-Industrie, Bekleidungsgewerbe, Gemüsekonservenindustrie usw.). In der Arbeitsmarktstatistik der Gewerkschaften spiegelt sich die Ungunst der Lage deutlich wider. Eine Zunahme der Arbeitslosigkeit, zum Teil infolge der Witterung, erfolgte nicht nur in den Bekleidungsindustrien sowie den ihr nahestehenden Gewerben, sondern bezeichnenderweise auch bei den Friseuren und Gärtnern. Der Bergarbeiterverband wurde durch Stillegung von Zechen und die teils konjunkturell, teils jahreszeitlich bedingte Einschränkung des Kohlenabsatzes betroffen. Eine erhebliche Zunahme der in Arbeit Stehenden ist eigentlich nur im Baugewerbe und seinen Ausläufern zu verzeichnen, wenn auch die günstigeren Zahlen des Vorjahres nirgends erreicht wurden.

Streikunruhen in Lodz

Lodz. In Lodz ist es am Donnerstag zu schweren Ausschreitungen streikender Textilarbeiter gekommen. Die Streikenden zogen nach Ablehnung ihrer Forderungen vor das Direktionsgebäude einer großen Textilfabrik und eröffneten einen Steinhagel auf das Gebäude. Sämtliche Fensterscheiben wurden zertrümmert. Ein großes Polizeiaufgebot wurde von der Menge gleichfalls mit Steinwürfen und Revolverschüssen empfangen. Erst nach heftigen Kämpfen konnten die Streikenden zurückgedrängt werden. Die beiden Direktoren der Fabrik und zwei Polizeibeamte trugen schwere Verletzungen davon.

*

Leider wird nicht berichtet, welche Ursache zu diesen Ausschreitungen führten. Es ist ja bequem alles auf die Arbeiter abzuwälzen, die Schuld der Arbeitgeber wird einfach nicht erwähnt.

Genosse Wissel für internationale Sozialpolitik

Magdeburg. Auf der Tagung des freigewerkschaftlichen Bergarbeiterverbandes in Magdeburg sprach am Freitag Reichsarbeitsminister Wissell über „Die soziale Bedeutung weltwirtschaftlicher Verpflichtungen." Der Minister betonte, daß die für Deutschland wünschenswerte Ausfuhrsteigerung nicht auf Kosten sozialer Errungenschaften erzwungen werden dürfe. Zu verhindern sei es aber auch nicht, daß einmal die Außenhandelspolitik im Interesse des Volksganzen die Schutzzollwünsche der Arbeiter eines einzelnen Industriezweiges außer Acht lassen müsse.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse", Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Geschichten ohne Politik

Eine einheitliche Handlung.

Wien. Ein österreichischer Strafrichter hat das Wesen der Ohrfeige neu definiert. Rein allgemein verstand man bisher unter einer Ohrfeige einen nicht gerade wohlgemeinten Schlag ins Gesicht, der juristisch als tätliche Ehrenbeleidigung zu qualifizieren und medizinisch die unmittelbare Ursache einer Rötung, mitunter auch Schwellung der also behandelten Stelle ist. Zu diesen Erklärungen kommt nun, wie gesagt, eine neue hinzu, die das Problem sozusagen von der technischen Seite anpackt und lautet: die Ohrfeige ist eine einheitliche Handlung. Anlaß zu dieser Entdeckung war die folgende Tatsache:

Ein junger Mann hatte ein bildschönes Girl von einem Wiener Revuetheater zur Freundin. Als ihm diese junge Dame eines Tages erklärte, daß sie die Absicht habe, nicht nur das Engagement, sondern auch den Freund zu wechseln, zog der empörte Liebhaber sein Taschenmesser und verletzte das Puppengesicht an der linken Wange und im rechten Mundwinkel. Diese Argumentation blieb, hatte eine längere Berufsstörung und eine Anklage wegen schwerer Körperverletzung zur Folge. Vor Gericht verantwortete sich der Beschuldigte damit, daß er der Klägerin eigentlich nur eine Ohrfeige versetzen wollte und das Messer sich damals nur zufällig in seiner Hand befunden habe. Der Richter aber, der — vielleicht auch aus höherer Weltanschauung — an Zufälle nicht zu glauben schien, verurteilte den Zärtlich-Wütenden zu einem Monat strengen Arrests und hob in seiner Begründung hervor, daß von einer Ohrfeige hier keine Rede sein könne, weil das Gesicht an zwei Stellen schwer verletzt sei, die Ohrfeige aber eine einheitliche Handlung darstelle. Außerdem sei der Freund des schönen Girl schon zweimal für seinen Jähzorn bestraft worden, bei dessen Ausbrüchen er immer „zufällig" ein Messer in Händen hatte. Für solche aber, die sich in ihren freien Stunden oder von Berufs wegen mit der Erforschung der Frauenseele befassen, sei noch die Tatsache hinzugefügt, daß nach Urteilsverkündigung die junge Dame erklärte, es sich anders überlegt zu haben, und für den Verurteilten um einen Strafaufschub bat, um ihn inzwischen heiraten zu können.

Afrikanische Himmelfahrt.

Paris. Am Himmelfahrtstage war ich schon ganz früh im Jardin d'Acclimatation, um mir die großen Menschenaffen anzusehen, die vor zwei Wochen in Paris angekommen sind. Die Affen habe ich leider nicht begrüßen können, weil sie vorläufig in ihrem abgeschlossenen Raume künstlich erwärmt werden müssen; sie haben sich den Pariser Frühling anders gedacht. Dafür aber war es mir vergönnt, eine merkwürdige Zeremonie zu beobachten, einen absonderlichen Negerkult, der, soviel ich weiß, auch von dem Afrikaforscher Leo Frobenius noch nicht beschrieben worden ist. Denn in dem Pariser Zoologischen Garten gibt es außer anderen Sehenswürdigkeiten auch ein Negerdorf, und die Bevölkerung dieses Dorfes war am Morgen des Himmelfahrtstages in heller Aufregung. An dem Tore stand ein riesiger Schwarzer, der viele Medaillen auf einem alten Uniformrock befestigt hatte; er klatschte in die Hände und rief mit krächzender Stimme Worte in die Luft, die wie ein Gebet oder wie eine Beschwörung klangen. Dann kamen in einem langen Zuge die Neger heraus, alle einzeln. Afrikanische Krieger, afrikanische Frauen, afrikanische Kinder. Jedem, der erschien, legte der Häuptling die Hand auf die Brust, sah ihm scharf ins Gesicht und entließ ihn dann mit einem Klaps auf die Rückenpartie. Die jüngeren Frauen wurden durch zwei Klapse ausgezeichnet. Es war wie ein Examen, um die körperliche Schönheit und Tüchtigkeit festzustellen. Alle, welche die Prüfung bestanden hatten, mußten einzeln in eine nahe Bude marschieren, die als ein ambulantes Photographenlager zu erkennen war. Die Kinder wollten nicht hinein; aber sie mußten. Einige weinten vor Angst. Der Aufenthalt in der Bude dauerte nur wenige Minuten, dann kam jeder Neger mit einem erleichterten Grinsen aus einer anderen Tür wieder zum Vorschein. Hier aber wurde er von einem anderen Häuptling in Empfang genommen, offenbar von einem Priester, mit einem barbarischen Schmuck um den Hals, und noch einmal gab es die Zeremonie des Handauflegens und der Klapse. Danach verschwand der Zug wieder im Dorfe lachend und schnatternd und wie erlöst aus schwerer Bedrängnis. Die Kinder bewiesen die Freude ihres Herzens, indem sie den weißen Mann anbettelten, der staunend am Wege stand. Ich wollte wissen, was diese photographische Zeremonie zu bedeuten habe, und wandte mich an den Priester, der etwas Französisch sprach. Was ich hörte war erstaunlich. „Wahrheit ist, daß meine Neger Christen", sagte der schwarze Mann. „Alle getauft. Ich zuerst getauft. Ich Medaille für christliche Tapferkeit im Kriege. Alle arme Neger, aber gute Christen für gute Bezahlung. Aber liebe Gott nicht erkennen, wer Christen und wer Götzenknechte. Alle Neger schwarz, so daß Gott nicht wissen, wer in Himmel darf, und wer mit Fußtritt zurück in dreckige Erde muß. Darum heute an hohen christlichen Fest alle gute Neger abgebildet für lieben Gott. Teuer, aber notwendig. Wer kein Bild hat, darf nicht in Himmel. Fünf Franks für Erklärung ist Taxe. Danke, großer Herr. Sie kein Bild brauchen, um in Himmel zu kommen!"

Nach dieser Auskunft ging der Priester würdevoll zu einigen Stammesgenossen, die vor dem Negerdorfe standen, und denen er, wie es schien, von meiner ehrenvollen Wißbegier erzählte. Denn sie lachten mich freundlich an und riefen mir einige Worte zu, welche ich für Danksagung hielt. Befriedigt fuhr ich nach Hause und dachte darüber nach, ob ich diesen afrikanischen Himmelfahrtsbrauch nicht Herrn Professor Leo Frobenius für eine neue Auflage seines schönen Buches „Schwarze Seelen" mitteilen sollte.

Dann habe ich es mir aber doch anders überlegt. Denn zwei Tage darauf sah ich bei einem Besuche in der deutschen Paßstelle einen Paß, der netter war, als Pässe sonst zu sein pflegen. Er bestand aus 42 zusammengehefteten Photographien, die wie ein Ansichtskartenalbum auseinandergezogen werden konnten; neben jeder war die Personenbeschreibung des Senegalnegers oder der Negerfrau oder des Negerkindes verzeichnet, die alle zu einer Schau nach Deutschland wollten. Das Himmelreich, in das mein Freund, der schwarze Gauner, mit seinen Stammesgenossen Einlaß begehrt, liegt also jenseits des Rheins. Dort steht der liebe Gott als Paßwächter an der Grenze, und „wer kein Bild hat, kommt nicht in Himmel". Ich wünschte glückliche Reise und keine Enttäuschung über die himmlischen Freuden.

Es gibt Dinge ...

Wunder im modernen Indien.

Die geheimnisvollen Wunder Indiens, von denen die Reisenden immer wieder erzählen, sind nicht etwa nur Wunder, die der Vergangenheit angehören, Sage oder Märchen, die sich von Mund zu Mund fortpflanzen. Allermodernste Druckerschwärze, der auf Rotationsmaschinen hergestellten Tageszeitungen, verkünden fast täglich neue indische Wunder. Aus der kurzen Berichtsperiode von etwa fünf Monaten seien folgende Berichte herausgerissen, die der „Bombay Chronicle" wiedergab.

Die schmackhafte Blausäure.

Im Balivala-Theater in Bombay führte Ben Yogi dem Publikum seine geheimnisvollen Künste vor. Er verschlang Glasstücke, wie sein täglich Brot, verschluckte schwarze Nägel, trank Quecksilber und heißes geschmolzenes Blei. Als aber ein Arzt dem Yogi eine Flasche Blausäure reichte, packte größte Unruhe und Spannung die Zuschauer. Der Yogi jedoch ergriff die Flasche, goß von dem Inhalt etwas in seine hohle Hand und trank das Gift mit offensichtlichem Behagen, als ob es Milch wäre. Die Zuschauer gerieten in größte Erregung, da sie den sofortigen Tod des Yogi erwarteten. Mußten doch ein paar Tropfen genügen, ihn schon zu Boden zu strecken. Doch der 80 Jahre alte Yogi blieb frisch und munter wie zuvor. Die anwesenden Aerzte untersuchten ihn und das Gift und bestätigten, daß kein Betrug vorlag. 15 Jahre hatte der Yogi in voller Einsamkeit im Himalaya-Gebirge in stündlicher Uebung der Unempfindsamkeit verbracht.

Der schwimmende Stein.

Sankaracharya, das Haupt einer religiösen Gemeinde, besitzt einen wunderbaren Stein, der in der heiligen Schrift der Inder, im Dovi Puran „Gomati Shila" genannt wird. Er wiegt 2½ Pfund und das Seltsamste an ihm ist, daß er, obwohl er sonst alle Eigenschaften eines Steines besitzt, auf dem Wasser schwimmt. Tut man ihn in ein Gefäß, das mit Wasser gefüllt ist, so sinkt er zunächst auf den Grund, doch bald erhebt er sich langsam bis zur Oberfläche. Hier hält er keinen Augenblick still, sondern bewegt sich, wie wenn er lebendig wäre, ständig hin und her, auch wenn das Wasser vollständig still ist und kein Luftzug ihn trifft.

Der Yogi ohne Kopf.

DerArzt Lal Sharma aus Delhi schreibt uns: Ich war vor einiger Zeit Zeuge einer seltsamen Begebenheit. Am Abend des 30. September 1926 ging ich mit Yogi Dev von Fatehpuri nach Tarachi Bagh, es war gegen 7 Uhr, als wir unseren Wagen verließen, um ein paar Schritte zu Fuß zu gehen. Plötzlich bemerkte ich, daß der Oberkörper des Yogi sich in der seltsamsten Weise zu verändern begann. Mit Grausen bemerkte ich, daß sein Kopf immer länger und dünner wurde, bis er schließlich ganz verschwand. Neben mir ging ein Körper ohne Kopf. Als der Kopf nach einiger Zeit wieder sichtbar wurde, fragte ich den Yogi, wie er dieses Wunder vollbringe. Er erwiderte, daß es durchaus nicht schwer sei, jeder Yogi könne es. — So gedruckt im zwanzigsten Jahrhundert in der Tageszeitung einer Großstadt im Wunderlande Indiens.

Der schlafende Baum.

In der Stadt Mysore im Süden Vorderindiens befindet sich ein Baum, der in der ganzen Umgebung berühmt ist. Allabendlich umgibt ihn eine große Schar von Menschen, die zuschaut, wie sich der Baum zur Ruhe begibt. Kaum sind die letzten Strahlen der Sonne verschwunden, so beginnt der Baum sich zur Seite zu neigen. Um Mitternacht liegt er flach auf dem Boden. Nach 1 Uhr beginnt er wieder zu erwachen, richtet sich langsam auf und beim ersten Sonnenstrahl steht er wieder kerzengrade auf dem Platz. Bis heute, so bemerkt der „Bombay Chronicle", hat man für diese merkwürdige Erscheinung noch keine Erklärung gefunden.

Versammlungskalender

Bergarbeiterversammlungen.

Schlesiengrube. Am 15. d. Mts., vormittags 9½ Uhr, bei Scheliga.

Bismarckhütte. Am Sonntag, den 15. Juli d. Js., vormittags 9½ Uhr.

Zawodzie. Bergarbeiter. Mitgliederversammlung findet Sonntag, den 15. d. Mts., vormittags 10 Uhr, im Lokal bei Muschiol, ul. Krakowska, statt. Die Vorstandsmitglieder werden ersucht, eine Stunde vor Eröffnung der Versammlung zwecks Besprechungen zu erscheinen.

Siemianowitz. Gesangverein Freiheit hat seine Gesangsproben statt Mittwoch auf den Donnerstag bis auf weiteres verlegt. Am Sonnabend, den 14. Juli, abends 8 Uhr, findet im Vereinszimmer Generlich die Monatsversammlung statt. Der Verein nimmt am Ausflug des Bundes nach der weißen Przemsa am Sonntag, den 15. Juli, teil. Näheres wird bei der Probe und Versammlung mitgeteilt.

Eichenau. Achtung Bergarbeiter. Die Zahlstelle Eichenau des Bergarbeiterverbandes veranstaltet am Sonntag, den 15. im Lokale des Herrn Achtelik, Beuthenerstraße, ein Bergmannsfest. Nachmittags daselbst ein Gartenkonzert. Abends im Saale ein Tanzvergnügen, auch findet ein Preisschießen statt. Im Interesse der freigewerkschaftlichen Bewegung werden alle Zahlstellen des Bergarbeiterverbandes aus der Umgebung z. B. Laurahütte, Michalkowitz, Königshütte, Janow, Gieschewald, Zawodzie, Bogutschütz u. andere gebeten, die Kameraden von Eichenau zu unterstützen. So ein Ausflug wird niemand bereuen. Festredner ist Redakteur Helmrich.

Myslowitz. D. S. A. P. Am Sonntag, den 15. Juli, um 10 Uhr vormittags, findet die Monatsversammlung der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei bei Krafzyk im Schloßpark statt. Zahlreiches Erscheinen aller Genossen unbedingt erforderlich.

Königshütte. Freidenker. Sonntag, den 15. Juli, vorm. 9½ Uhr, findet eine Generalversammlung statt. Erscheinen sämtlicher Mitglieder erwünscht.

Orzegow. Oeffentliche Versammlung der P. P. S. und D. S. A. P. Sonntag, nachmittags 4 Uhr bei Pyka, ul. Bytomska. Ref. Sejmabg. Gen. Kowoll.

Neudorf-Antonienhütte. Am Sonntag, den 15. Juli, vormittags 9½ Uhr, findet bei Goretzki eine Mitgliederversammlung der D. S. A. P. statt, zu der auch die freien Gewerkschaften eingeladen sind. Referent Sejmabgeordn. Gen. Kowoll.

Nikolai. Sonntag, den 15. Juli, um 3 Uhr nachm., findet die fällige Parteiversammlung der D. S. A. P., anschließend Bergarbeiter, sowie Frauengruppe „Arbeiterwohlfahrt" im bestimmten Lokale statt. Ref. Gen. Matzke.